

Thor Goote

Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen



Ein Buch vom
Opfertode unserer
braunen Kameraden

Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen...

Ein Buch
vom Opfertode unserer braunen Kameraden

Von

Thor Goote



Mit zwanzig Abbildungen
und einer von der Reichsleitung der NSDAP zur Ver-
fügung gestellten vollständigen Liste der im Kampfe für
das Neue Deutschland gefallenen Nationalsozialisten

E. G. Mittler & Sohn / Berlin 1934

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung,
Dramatisierung, Verfilmung und Radiosendung,
behalten sich Verfasser und Verlag vor

Copyright 1934 by E. G. Mittler & Sohn, Berlin

Das Umschlagbild zeigt den gefallenen Sturm-
führer Hans Mailowski auf der Totenbahre und
den Führer an den Gräbern unserer Gefallenen

Umschlagentwurf: D. Niebuhr, Berlin-Wilmersdorf
Bedruckt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Buchdruckerei G. m. b. H. / Berlin

**D e n e n ,
d i e f ü r d a s N e u e
D e u t s c h l a n d
s t a r b e n !**

In schwarzer Nacht traf mich der Stahl,
und röchelnd sank ich in den Schmutz der Gasse.
Mein Blut verrann . . .

Doch Euer Marschtritt hallte über meinem Grab,
mein Platz blieb frei in Eurem Glied, und unser Ruf warb weiter, —
Mann um Mann

Nun flattern Hitlerfahnen über allen Straßen,
die Hämmer klingen wieder auf, die Schaufeln scharren,
und Räder kreisen.

Jetzt schweigt der Hohn, und Haß verbirgt sich still.
Einstmals geballte Hände heben sich zum Gruß, —
und Ihr vergeßt!

Wir Toten wollen keinen Haß und keine Klage, —
kein Denkmal und kein Lied, — nicht Trauer —
und nicht Dank!

Nur leben wollen wir, ob wir auch starben!
Wir wollen in Euch leben, mit Euch kämpfend stehn,
Euch Mahnung sein!

Denn einzig das nur kann uns leben lassen:
Daß unser Weckruf nicht verhallt, und daß Ihr immer wacht in Not
und auch im Sieg!

Schritte klangen hohl durch nächtlichen Gang.

Schlüssel rasselten. Angeln knarrten. Der Schein einer Blendlaterne zitterte über Wände.

Unwillkürlich verhielten alle den Schritt, denn der Mann dort auf der Pritsche schlief.

Sein Gesicht war ruhig.

Jetzt wird er gleich hochfahren, und Angst und Verwirrung werden aus seinen Augen fladern — und seine Hände werden zittern vor Fassungslosigkeit!

Jeder dachte das von diesen sieben Männern — und das nahm ihnen einen Augenblick den Atem. — Ach, — einen Augenblick nur, dann sagte der Leutnant Lortet: »Hélas!« und rüttelte den Schlafenden an der Schulter.

Da schlug der Mann auf der Pritsche die Augen auf. — Er wußte gleich alles, — aber er richtete sich beherrscht hoch und legte den Kopf zurück, stand auf, — ruhig, — blickte flüchtig an seinem abgetragenen Anzug herunter, und hob dann wieder den Kopf, und sah die Offiziere an, die auf einmal diesem Blick des Waffenlosen ausweichen mußten.

Da sagte der Mann nur — und in seiner Stimme war keine Angst: „Ich bin bereit!“

Die Salve, die kurz darauf die Sandkühle am Rand der Golzheimer Heide durchpeitschte, ist nicht vom Lärm des kommenden Großstadttages für immer übertönt worden.

Sie hallte über das zerquälte Land an Rhein und Ruhr, über das ganze zerrissene, kraftlose Deutschland — und rüttelte wach.

Schlageter war ein deutscher Soldat, wie es ihn zu Hunderttausenden gegeben hat. Und er ist nicht der einzige, den französische Kugeln niederrissen in der Zeit, die sie den „Frieden“ nannten.

Er fiel, als ihn die Kugeln trafen, vornüber — und lebt doch noch — und steht, — steht aufrecht.

Was ist es, das ihn immer leben läßt, wo Stunde um Stunde Menschen sterbend zurückgleiten in die Vergessenheit? Was ist es, das ihn leben läßt?

Es klopfte an der Tür.

Ein Klopfen, wie es jeder kennt. Ein paar Schritte hatten vorher auf dem Gang getappt. Aber wer achtet schon darauf?

Es klopfte noch einmal.

Der Mann am Tisch da blickte auf. Das wird der Fiedler sein! „Komm doch rein, Richard!“ rief er. Da fiel ihm ein, daß er die Tür abgeschlossen hatte. Er schob den Stuhl zurück, — machte die paar Schritte hin.

Wie oft ist das gerade so gewesen! Jemandeiner hatte geklopft, und er war hingegangen. Diese selben wenigen Schritte. — Er drehte den Schlüssel ohne hinzusehen. Gott, — man hat das doch längst im Griff! Und dann legte sich seine Hand auf die Türklinke.

Das waren ja alles nur Sekunden vor einer Entscheidung. Nur er wußte es nicht.

Wer weiß denn von uns Menschen allen, um diese letzten Sekunden? Wer fühlt denn das Zuschlagen der Pranke, ehe sie ihn trifft?

Er öffnete die Tür: „Komm doch rein, Richard!“ hatte er gerufen. — Das alles ist ja nur eine Kette, von der ein Glied in das andere eingreift: Das Klopfen, — seine Worte, — seine Schritte, — das Drehen des Schlüssels, — das Herabdrücken der Klinke und nun — das Aufgehen der Tür. Sie knarrte immer ein wenig in den Angeln.

Er sah die Kerle gedrängt im halbdunklen Gang. — Er war sehr schnell in seinen Bewegungen, war Kämpfer, der mehr als einmal seinem Schicksal durch eine rasche Bewegung sich ent-

wunden hatte. Dies aber ging so schnell, daß ein Erkennen der Gefahr schon zerfetzt wurde, bevor Bewegung daraus werden konnte.

Er hörte nicht das Krachen der Schüsse und spürte keinen Schmerz, nicht einmal die dumpfe Empfindung eines Unglückes ließ ihn noch die Hände zur Abwehr heben, als er in sich zusammensackte.

Dies ist der einfache Tatbestand, nichts Besonderes umfaßte er, gar nichts Besonderes. Irgendein Raubmord könnte sich so abgespielt haben, irgendeine Rache, irgendein blutiges Revolutionsgeschick.

Die Schüsse waren kurz und hart, aber nicht wie ein einziger Schlag. Dem Einen zuckte der Finger am Abzugsbügel, dem Anderen zitterte der Arm, und Einen stieß der Nebenmann. So schlugen die Kugeln klatschend kurz nacheinander in seinen Mund, in seinen Hals.

Schüsse aus ein paar Revolvern, in einem dumpfen Hausgang! Wie oft ist das dagewesen in der Welt, — in Berlin!

Solche Schüsse peitschen kurz auf, um ebenso schnell wieder zu versaden.

Die Hausbewohner im Stock darüber heben den Kopf, oder die nebenan. Vielleicht die Fehlzündung irgendeines Motorrades, das durch die staubige Straße knattert! Oder? — Nu, wenn schon! Finger weg! Sonst bekommt man es höchstens noch mit der Polente zu tun!

Wie gesagt: Versadende Schüsse aus längst erkalteten Läufen . . .

. . . und hallen doch heute noch durch ganz Deutschland, — durch die Welt.

Und der Mann im Blut war doch nur einer von den Hunderttausend im braunen Hemd. Er lag von Fiebern geschüttelt, zerquält, zusammengesunken, von Fragen gejagt, in Binden gewickelt, bis die große Starre über ihn kam.

Hundert und Hundert sind so gestorben! Horst Wessel war nur einer aus der Reihe — und lebt doch noch, — und steht, — steht aufrecht.

Efeu kriecht über Gräber, Namen versinken. — Dieser Tote aber starb nicht!

Was ist es, das ihn leben läßt?

Hundertundeinunddreißig fielen am deutschen Strom in einer Zeit, die sie den „Frieden“ nannten.

Hunderte liegen im Osten.

Hunderte fielen mitten in Deutschland, im Land der „Schönheit und Würde“, nachdem der Waffenstillstand längst geschlossen war.

Wer kennt denn ihre Namen noch?

Dieser beiden Name aber steht unauslöschlich über Deutschland!

Tag für Tag, Stunde um Stunde erlahmen Herzen im letzten Schlag. Tag um Tag, Stunde um Stunde bettet man Menschen, die das Leben überwunden haben, aber ihre Namen verwehen im Winde! — Einer stirbt, — und wieder Einer, der diese Toten kannte. Efeu kriecht über Grabplatten, Kreuze versinken. Wer weiß von ihnen noch? Wer kennt noch ihre Namen?

Dieser beiden Toten Name aber steht unauslöschlich über Deutschland.

Hundertundeinunddreißig starben für die Freiheit an Rhein und Ruhr. Zweihundertsiebenunddreißig starben um den Führer.

Dieser beiden Name aber steht unauslöschlich über Deutschland!

Die Hundertundeinunddreißig hingen am Leben — und auch die Zweihundertsiebenunddreißig starben schweren Tod. Hingen genau so am Leben, starben genau so schwer, wie diese beiden. Gaben genau so alles, wie diese, und sind doch vergessen.

Nein — sie sind nicht vergessen!

Nicht Einer ist vergessen, denn nicht ein Name ist wichtig, nicht ein Mensch, sondern einzig und allein das ist wichtig, was diese Menschen trieb, so zu sein, wie sie waren.

Nicht Einer dieser Menschen nahm den Körper „Mensch“, — seinen eigenen Körper — wichtiger, als den Gedanken, für den er sich einsetzte. Er gab bedingungslos sein Leben: Körper, Namen und alles, — alles, was wir Menschen sehen und empfinden, — Freude und Schmerz. Er gab, obwohl ihn Sonne wärmte, obwohl ihn tausend Fäden hielten, und obchon er wußte, daß nach dem Opfer seines Lebens der tote Leib zerfallen muß. — Er gab die Gewißheit seines warmen Lebens gegen ungewisse Todeseinsamkeit. — Sie ereilte ihn nicht, wie die Knochenhand sich irgendwann einmal uns allen in den Nacken legt, — nein — er sah die Hand, und ging den Weg doch weiter, mit festem Schritt, zu frühem Opfertod.

Als Albert Leo Schlageter seinen letzten Gang in den erwachenden Frühlingmorgen tat, wußte er nicht, daß über der gleichen Heide einmal ein riesenhaftes Kreuz sich in den Himmel recken würde, das seinen Namen trägt. Wäre damals einer zu ihm getreten und hätte ihm gesagt, daß einmal sein Name über Deutschland hallen würde, — er hätte ihn beiseite geschoben, ob dieser Unwichtigkeit.

Und als Horst Wessel mit dem Tode rang, wäre ihm die Nachricht einerlei gewesen, daß man Straßen nach ihm nennt, und Plätze, — ja eine ganze Stadt.

Schlageter und Horst Wessel hatten vorn gestanden, dort, wo man das Leben verlieren kann, — „alles“ verlieren, wie die Menschen sagen. So war es ihnen unwichtig, ob auch ihr Name verlorenginge oder nicht. Sie haben im Kampf in der Front gestanden und traten auch im Tod nicht aus dem Glied. Im Kampf sprang ohne Zögern immer Einer für den Anderen ein — und wenn dann einer fiel, war er nicht Mann für sich, sondern Teil der Mannschaft. Von jedem Einzelnen starb etwas mit und in jedem Einzelnen blieb etwas von dem toten Kameraden leben. — Wer Einen angriff aus dem Glied, der griff sie Alle an — und wer den Einen rief, der rief sie Alle.

Wer daher Schlageter nennt, spricht nicht von einem einzelnen Deutschen: Diesem Leutnant der Reserve des Feldartillerie-Regiments Nr. 76, sondern er spricht von der Gesamtheit der deutschen Soldaten, die, aus den Trichtern des Westens

Wir wußten darum. Deshalb sprachen wir nicht vom Tod, sondern vom Leben, — deshalb wußten wir um ihr Auferstehen, das nicht ein Wunder ist, sondern nur eine Stufe dieses Lebens.

Und weil es kein Wunder ist, deshalb ist der Kämpfer im braunen Hemd nicht der graue Soldat des Großen Krieges, der mit zusammengebissenen Zähnen ins Grab gesunken ist, wie der Soldat von Tannenberg und von Verdun nicht der ist, der bei Leuthen siegte, bei Leipzig und Sedan.

Ein neuer deutscher Mensch wuchs aus dem Grab! Ein Kämpfer, in dem das Opfer brennt und der die Heimkehr nie vergißt, die keine Heimkehr war.

Leben — lebt! Leben — wandelt, verwandelt um ewigen Kern.

Westfront blieb in uns. Aber Erleben wurde nicht nur ruhmreiche Vergangenheit. — Heimkehr blieb nicht nur brennende Schande, — und unser Kampf blieb nicht nur Haß. Alles wurde uns Baustein, — wie unser Sieg nicht Ende ist.

Wellen des Erlebens formen den Menschen.

Vor dem Soldaten von 1914 lag eine Geschichte voll ruhmreicher Tradition. Er ging gut ausgebildet, gut gerüstet und verhältnismäßig unverbraucht in den Krieg, geleitet von einer Führung, die militärisch etwas leistete. Er hatte Kameraden, auf die er sich verlassen konnte, und ließ in der Heimat Eltern und Familie zurück, die alle gemeinsam das schwere Los des Wartens trugen. Hinter ihm stand ein Wille, eine geschlossene Nation.

Der Kämpfer des Nachkrieges dagegen wuchs aus dem Trümmerfeld des Krieges heraus, aus Verrat und Feigheit und Enttäuschung und grenzenloser Bitternis. Er trat nicht unter die Waffen auf Grund eines äußeren Befehles, und er ging nicht lachend in den Kampf, ohne eigentlich zu wissen, was Kampf ist.

Er hatte meist keine geregelte Ausbildung hinter sich, sondern war durch die schwere und gefährliche Schule der Kriegsfront gegangen. Er trat in den neuen Kampf ohne jeden äußeren Befehl, einfach nur, weil es ihn irgendwie trieb. Ja, er kam oft heimlich, gegen ausdrücklichen Befehl. Seine Ausrüstung war schlecht. Oft konnte man überhaupt nicht von Ausrüstung reden. Er hatte keine geregelte Führung. Und die Führer, denen er gehorchen sollte, versagten nur zu oft. So durfte er manchmal, um der Sache willen, keinen Gehorsam kennen, der doch als feste Leitschiene den Soldaten des großen Krieges stützte. —

Der Soldat im alten Sinne erwartete einen Befehl und führte ihn aus. Es war seine Stärke, daß er sich dabei nicht um Tod, noch Teufel kümmerte.

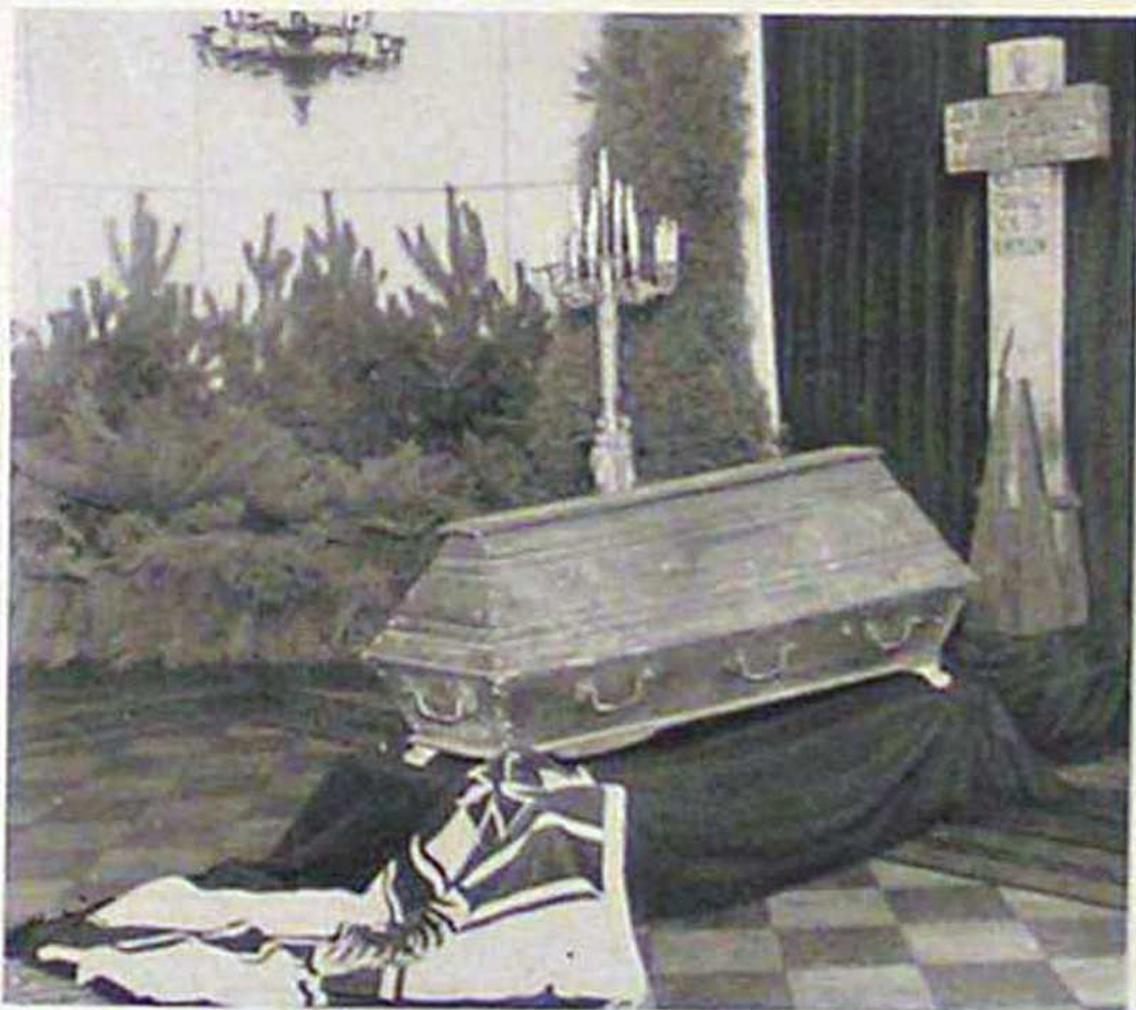
Aber der Soldat des Nachkrieges bekam oft keinen klaren Befehl. Er mußte selbständiger handeln, mußte sich über Ursachen, Zusammenhänge und Ziele Gedanken machen, mußte immer wieder selbständig entscheiden und trug somit größere Verantwortung. Er wurde immer wieder im Stich gelassen von den Stellen, für die er sich einsetzte. Man denke nur daran, wie damals Reichswehr und Regierung den Oberleutnant Paul Schulz, den Schöpfer der „Schwarzen Reichswehr“, fallen ließen, der selbst auf der Schwelle zum Richtplatz noch seine Vorgesetzten gedeckt hat.

Hinter dem Soldaten des Nachkrieges stand kein geschlossenes Volk. Eltern und Familie, und oft selbst die alten Kameraden verstanden ihn nicht — und die ihn verstanden, rüdten mit in den lustleeren Raum, wurden auch Außenstehende. Die Kämpfer des Nachkrieges, und die, die zu ihnen hielten, waren allein in einer Welt, die nicht mehr kämpfen wollte. Wer aber allein ist, wird einsam. — So ist auch die Leistung der Frauen der Nachkriegskämpfer anders als die der Soldatenfrau des Krieges. Sie verlangte mehr Bestimmtheit und ließ der Frau mehr Möglichkeit, durch eigenes Bekenntnis zur Sache dem gleichen Ziel zu dienen.

Und während der Soldat des Krieges ins Feld zog und damit dem Kriege verfiel, blieb der Kämpfer des Nachkrieges zugleich im Frieden.



Von Marxisten geschändetes Gedenkkreuz Schlageters
auf der Golzheimer Heide



Sarg und Kreuz Albert Leo Schlageters



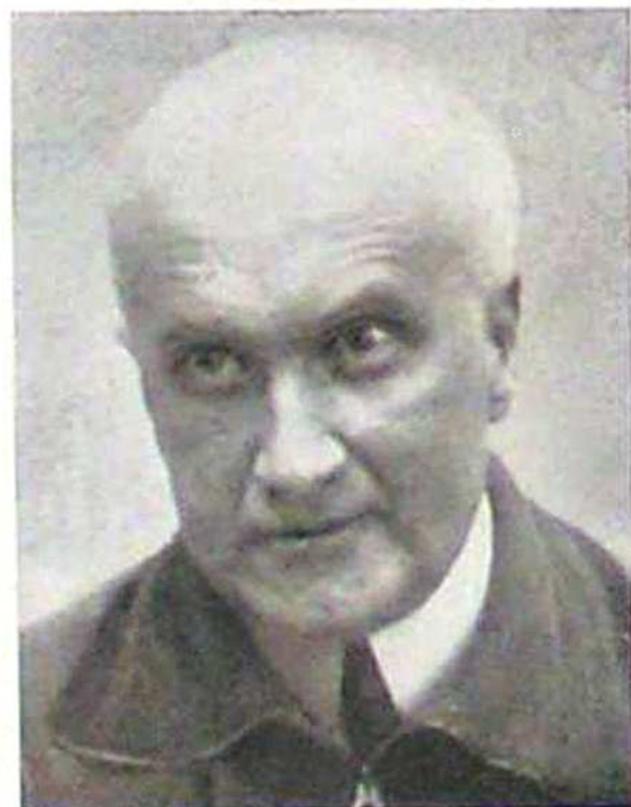
Rudolf Berthold



Albert Leo Schlageter



Ludwig Knickmann



Ernst Schwarz

Der Soldat war eingeklemmt in die eisernen Klauen der Materialschlacht. Er schob alle Gedanken, die nicht allein der Erfüllung seiner Kampfaufgabe galten, bewußt in den Hintergrund, um überhaupt aushalten zu können. Er vergaß die Heimat wohl nicht, aber er wußte, daß die daheim wenigstens Lebensmöglichkeit hatten, und daß der Staat seinen Hinterbliebenen half, wenn er fiel.

Der Kämpfer des Nachkrieges dagegen konnte niemals seine Gedanken nur auf den Kampf richten. Er mußte zugleich im Frieden leben. Er mußte arbeiten, um nicht zu verhungern. Das bedeutete nicht Erholung vom Kampf, sondern erhöhte Leistung.

Der Soldat bekam Löhnung, 53 Pfennig den Tag, während der Drüdeberger in der Heimat reich werden konnte. Aber er bekam wenigstens Löhnung zu freier Verpflegung und freier Unterkunft. Und nach dem Dienst bekam er Ruhe, soweit es ging. Der SA- und SS-Mann dagegen mußte außer seinem Dienst den Lebensunterhalt für sich und meist auch noch für seine Familie verdienen. Nur wer im braunen Hemd diesen Dienst selbst mitgemacht hat, weiß, was es heißt, tagsüber beruflich seinen Mann zu stehen und abends bis in die späte Nacht hinein, ja nur zu oft bis zum grauenden Morgen, seinen schweren und gefährlichen Dienst zu tun, um dann nach wenigen Stunden Schlaf wieder im Beruf zu stehen.

Der Mensch, der dem Tod entgegengeht, wird immer ein inneres Widerstreben dagegen fühlen. Er muß sich innerlich überwinden. — Jeder Soldat, der aus dem Ruhequartier an die Front marschiert ist, kennt dieses Gefühl. Er mußte das mit sich allein abmachen, — und er machte es mit sich ab. Der Weg nach vorn fiel ihm leichter, wenn das Ruhequartier hinten dem wirklichen Frieden wenig entsprochen hatte. Am schwersten wurde ihm der Weg vom Heimaturlaub zurück in den Schlamm. — und in diesem inneren Kampf ist mancher unterlegen, der vorn seinen Mann gestanden hat.

An der Front stellte sich der Soldat dann innerlich ganz auf den Kampf ein. Gerade dadurch, daß dieser Kampf nicht abriß, erhielt er eine innere Stütze zum Durchhalten.

Schwerer schon hatte es der Flieger, der nach jedem Kampf in den Frieden der Etappe zurückkehrte. Er mußte täglich neu mit dem Schwingen seiner Nerven fertig werden. Er verfiel leichter dem Nachgrübeln über Sinn und Ende dieses Kampfes, — und mußte jedesmal neu sein Widerstreben gegen den Tod niederzwingen. Und dabei hatte er bessere Möglichkeiten, sich zu drücken, als der Mann im Graben, auf dem die Augen seiner Kameraden ständig ruhten.

Aber der Kämpfer des Nachkrieges lebte zugleich im Krieg und im Frieden. Er mußte nach jedem Kampf das Aufblühen seiner Nerven durchleben, um von Grund auf jedesmal neu den Entschluß zu fassen, sich zu opfern. Er kannte kein „Sichausruhen“. Er mußte immer bereit sein, denn nicht einmal unter dem brennenden Weihnachtsbaum war er vor Mörderkugeln sicher.

Der Soldat des Krieges bekam die besten Waffen, die man ihm geben konnte. Er wußte, daß er sich wehren durfte bis zum letzten Atemzug, und daß er sich verteidigen durfte, wo immer er auf den Feind stieß. Je besser seine Waffe war, desto leichter hielt er stand. Nach den Stunden ohnmächtigen Wartens im Trommelfeuer war es Erlösung, wenn der Feind endlich angriff, — wenn man endlich einmal zuschlagen konnte, — und der Mann auf dem Munitionskarren, der durch Sperrfeuer und Gas raste, beneidete die Leute in der Batterie, die widerfeuern konnten.

Der Kämpfer des Nachkrieges aber stand meist waffenlos dem bewaffneten Feind gegenüber, — und sein Kampf fladerte unberechenbar plötzlich auf. Wo eben noch Frieden war, ging plötzlich die Hölle los, um gleich darauf wieder einem Frieden Platz zu machen, der alles frische Erleben zu einer Lüge, zu einer Hallunzination zu stampeln trachtete. Heute forderte der Kampf diesen Kameraden, — und morgen den, nie aber wurde er die erlösende Schlacht, in der man einmal all seine jahrelange Erbitterung, all seine Wut los werden konnte, — eine Schlacht, die endlich einmal entscheidend gewesen wäre! Es war Frieden und doch kein Frieden! Krieg und doch kein Krieg! Und wer nicht das braune Hemd getragen hat, kann nicht ermessen, was

es heißt, schweigend immer und immer wieder durch eine tobende und johlende Menschenmenge zu marschieren, — nicht rechts noch links zu sehen, ob man bespudt wird oder bedroht, — ob vertierte Weiber die Röcke heben, — ob Steine prasseln und Schüsse peitschen, — einfach weiter zu marschieren, als schritte man durch einen lustleeren Raum.

Der Flieger im Luftkampf konnte seine ganze Wut über die Zähigkeit seines Gegners in das Brüllen seines Motors und das Hämmern seiner Gewehre hineinschreien, — niemand hörte es, nicht einmal er selbst, aber dieser Schrei riß ihn doch mit, gab ihm Kraft, gab ihm eine Schnelligkeit jeder Bewegung, die früher nicht da war.

Der Kämpfer im braunen Hemd aber konnte nur die linke Faust ums Koppel pressen — und — marschieren. Einfach nur marschieren! —

Der Soldat des Krieges hatte das Bewußtsein, daß das, was er tat, dem Willen des Staates entsprach. Der Kämpfer um ein neues Deutschland handelte meist gegen den Willen des Staates, und wo er seine Billigung hatte, da wußte er nie, ob man seine Pflichterfüllung nicht morgen schon als Fememord auslegen würde, — wie man es gerade zur Übertönung irgend-einer eigenen Korruptionsaffäre brauchen konnte. Die Polizei schritt nicht ein, wenn wir bespudt wurden, — sie hörte nichts, wenn man uns beschimpfte, und bei jedem Feuerüberfall durchsuchte sie zuerst die Überfallenen nach Waffen, um den Mördern Gelegenheit zur Flucht zu geben. Die Gerichte bestrafte Notwehr schwer und ließen die Mörderbanden mit lächerlichen Strafen davonkommen. —

Der Nachkriegskämpfer fand keine Schonung, wenn er verwundet war, wie das im Kriege selbstverständlich gewesen ist. Hauptmann *Berthold* wurde bei lebendigem Leibe verstümmelt, — und immer wieder traf braune Kämpfer später dieses Los. Den sterbenden *Horst Wessel* würden sie aus dem Bett gezerrt haben, wenn seine Kameraden nicht gewacht hätten.

Für den verwundeten braunen Kämpfer gab es nicht Hoffnung auf Gnade. Hilflos, — wehrlos konnte er bestenfalls auf

einen schnellen Tod hoffen. Aber trotzdem ging er waffenlos in den Kampf gegen erdrückende Übermacht. Ein besseres Zeugnis für den Wert des Gedankens, der ihn trieb, ist nicht denkbar. —

Der gefallene Soldat wurde mit allen Ehren beerdigt. Der tote Kämpfer im braunen Hemd wurde auch dann noch verhöhnt und gehäht.

Die meisten Feinde im Kriege machten vor Soldatengräbern halt. Der Gegner im Nachkrieg schändete jedes braune Grab, wo immer er konnte. —

Schlageters letzter Wunsch war: „Unter der schwarzweißroten Fahne laßt mich zur Ruhe legen!“

Die Antwort der Republik lautete:

„Polizei-Präsidium

Polizei-Präsident

N. IV.

Elberfeld, 7. Juni 1923.

Die aus Anlaß der Überführung der Leiche *Schlageters* in seine Heimat für den 8. d. M. hier beabsichtigte Beisetzungsfeierlichkeit wird unter der Bedingung von mir genehmigt, daß:

1. Uniform des alten Heeres nicht getragen wird, und
2. Schwarzweißrote Abzeichen einschließlich Kranzschleifen nicht gezeigt werden.

Diese Bestimmung gilt sowohl für die Feierlichkeit im Saale als auch für die Überführung nach dem Bahnhof.

(gez.) *S u e r m o n t.*“

Als *Schlageters* Kameraden dennoch seinen Sarg in das alte Flaggentuch des Torpedobootes „S 19“ hüllten, schickte der Elberfelder Polizeipräsident seine Beauftragten, um die verbotenen Farben zu entfernen. Sie stießen auf Widerstand und drohten mit Gewalt. Sie schämten sich nicht vor dem Toten, aber sie hatten Angst vor den tausend Lebenden, die Abschied nahmen von diesem deutschen Mann. Erst der Polizeipräsident selbst, hinter dem drängend der ehemalige Regierungspräsident stand, fühlte sich als Oberbefehlshaber seiner schwerbewaffneten Polizeitruppe gegenüber einer unbewaffneten Trauergemeinde

sicher genug, um selbst zu versuchen, die schwarzweißroten Schleifen abzureißen.

Und Horst Wessel durfte nicht von seinen Kameraden zu Grabe geleitet werden. Die rote Fahne mit dem schwarzen Hakenkreuz auf weißem Grund sollte nicht seinen Sarg bedecken, — und auch hier fanden sich Beamte, denen ihre Karriere so viel mehr wert war, als jede Scham, daß sie versuchten, das Flaggentuch vom Sarg zu reißen, nachdem sie unter Führung eines Polizeileutnants widerrechtlich in das Totenzimmer eingedrungen waren! Wie will es da wundernehmen, daß die Gegner den Sarg des toten Sturmführers mit Pfeifen, Schreien und einem Hagel von Steinen empfangen, — ja, daß sie versuchten, sogar den Leichenwagen umzustürzen!

So war es immer wieder, wenn Kämpfer im braunen Hemd zur letzten Ruhe getragen wurden.

Bei der Beerdigung toter Soldaten senkte selbst der Feind die Waffe. Als Immanuel gesterben war und Boelde und bei manchem anderen Flieger warf der Gegner unter Lebensgefahr einen Kranz ab, wie wir es taten. Aber als der SA-Mann Passrath in Duisburg-Hamborn zu Grabe getragen wurde, schloß die KPD salvenartig in den Leichenzug hinein, wie auch um Horst Wessels Sarg die Kugeln gepfiffen hatten. Ein toter SA-Mann und acht Verwundete blieben damals auf der Straße.

Wie kann das alles wundernehmen, wo selbst die eindeutig von uns abrückten, die Vertreter Gottes auf Erden genannt werden — wo auch diese Männer bestanden, deren Amtes es gewesen wäre, die Menschen zu beruhigen. —

Und der Kämpfer des Nachkrieges war immer von Verrat umgeben. Spitzel schlichen sich überall ein, bezahlt oder geschickt von Regierung und Feind. Aber er hielt trotzdem unbeirrbar fest und schloß sich nur noch enger an den erprobten Kameraden an. —

Der Kämpfer des Nachkrieges mußte immer wieder den Mut besitzen, alle Brüden hinter sich abzubrechen. So konnte er oft Leistungen vollbringen, gegen die manches Heldenlied des Altertums verblaßt.

Schon in den ersten Novembertagen 1918 schlug Leutnant zur See **Steinhäuser** mit 19 Torpedomatrosen 4000 Aufständische in Kiel in die Flucht. Der Sturm **Hans v. Mantuffels** mit seiner kleinen Abteilung baltischer und reichsdeutscher Männer mitten in das bolschewistische Zentrum Riga hinein, — der Sieg vom Annaberg und manche verwegene Befangenenbefreiung aus den Zuchthäusern der Republik oder den Kasernen der französischen Besatzung gehören hierher.

Und dann so manche braune Tat, voran die große Saalschlacht im Festsaal des Münchener Hofbräuhauses am 4. November 1921, durch die der Name „Saalschutz-Abteilung“ für SA in „Sturmabteilung“ umgewandelt werden mußte. Sechszundvierzig Mann SA warfen damals unbewaffnet mehr als achthundert störende Gegner in zwanzigminütigem, wildem Anstürmen aus dem überfüllten Saal. Kaum ein SA-Mann blieb unverwundet, aber **Adolf Hitler** konnte weiterreden.

Und auch der Sturm auf Koburg am 14. Oktober 1922, gegen unheimliche marxistische Übermacht, soll nicht vergessen werden. Schwarz säumte die Menge die Straßen, da stellte **Adolf Hitler** noch einmal jedem SA-Mann frei, nach Hause zu fahren. Aber sie dachten gar nicht daran, lehrtzumachen, sie stürmten vielmehr, als der Führer im Steinhagel das Kommando gegeben hatte, mit derartiger Wucht, daß die Menge in wilder Panik auseinanderstob.

Und dann ist da auch die Schlacht in den „Pharusjalen“ im roten Berliner Wedding am 11. Februar 1927. Schon als **Dr. Goebbels** im polizeilich wegen Überfüllung geschlossenen Saal erschien, setzte ohrenbetäubender Lärm ein, und als dann der übelste Schreier aus der Menge heraus auf die Rednertribüne geholt wurde, brach die Saalschlacht los. Die zahlenmäßig auch hier weit unterlegene SA wurde nach heißem Kampf der Lage Herr, so daß **Dr. Goebbels** weiterreden konnte. — Hinter ihm auf der Bühne lagen die zehn Schwerverwundeten dieser Schlacht. Einer nach dem anderen wurde während der Rede hinausgetragen. Und selbst diese Wehrlosen wurden von den Marxisten noch angegriffen und beschimpft. In seiner Not rief ein Verwundeter laut nach **Dr. Goebbels**.

Der hielt inne in seiner Rede, stieg vom Pult herab und ging ruhig mitten durch die immer noch im Saale anwesenden roten Sprengkommandos, um den Verwundeten zu trösten. Dann kehrte er zum Pult zurück und sprach zum erstenmal vom unbekanntem SA-Mann.

Schlacht um Schlacht wurde so geschlagen. Aber auch die vielen Wettläufe mit dem Tode sollen nicht vergessen werden, die jeder SA-Mann kennt, der nachts durch rote Straßen mußte. Und man soll auch an den erbitterten Zweifrontenkrieg denken, den die nächtlichen Klebkolonnen gegen Margisten und Polizei zu führen hatten. Schon die Zugehörigkeit zur Partei allein erforderte von dem Mut, der in roter Straße oder sogar Mietskaserne, umgeben von Margisten, wohnte. Immer stand der braune Kämpfer gegen Übermacht, aber unbekümmert um unflätiges Schimpfen, oder leises Tuscheln, um Steine, Messer und Schüsse, ging er seinen Weg. Nahm man ihm das braune Hemd, so kämpfte er doch weiter, verbot man die SA, so ließ er trotzdem nicht nach.

Wellen des Erlebens formen den Menschen.

Der Kern des deutschen Soldaten ist immer gleich gewesen. Er war deutsch in der Zeit der Nibelungen und der Hohenstaufen, unter dem großen Kurfürsten und dem alten Fris, vor Sedan und vor Verdun.

Und der gleiche Kern war in dem heimatlosen Hausen, der neunzehn gen Ostland marschierte, der im Grenzschutz kämpfte, vor sich den polnischen, hinter sich den deutschen Feind, zwischen sich Verräter, — der in Oberschlesien zuschlug und am Rhein gegen die Franzosen auch dann noch erbittert Kleinkrieg führte, als es nicht mehr zum guten Ton gehörte, sich gegen den Eindringling zu sträuben.

Und der gleiche Kern ist in dem braunen Kämpfer Adolf Hitler's, der in seiner bedingungslosen Entschiedenheit manchmal selbst von Kameraden abgelehnt wurde, die einmal Schulter

an Schulter mit ihm gekämpft hatten, aber innerlich nicht beweglich genug geblieben waren, um überlieferte, nun veraltete Begriffe wegschieben zu können.

Der Kern war der gleiche, — nur die Wellen liefen anders zu jeder Zeit.

Der Soldat von 1914 hat sich zu dem braunen Kämpfer von heute wandeln müssen, denn die Zeit drückt jedem ihren Stempel auf. Tradition bedeutet nicht starres Festhalten an Überlieferung, sondern Besinnung auf gleichen Kern. Von diesem ausgehend, mit allen Mitteln der Epoche seine Aufgabe lösen, — darauf allein kommt es an. Und diese Aufgabe haben wir Deutsche zu allen Zeiten, selbst den schwersten, immer wieder gelöst, wenn auch nur wenige sich in allen Zeiten dieser Aufgabe bewußt gewesen sind.

Albert Leo Schlageter war einer von diesen Wenigen. Sein Waffenspruch war:

„Wenn wir zunächst auch nur wenige sind,
Ihr vielleicht, wir, noch ein paar,
der Weg ist weit — das Ziel ist klar:
Vorwärts geht es Schritt für Schritt!
Habt Ihr Mut, kommt mit!
Wenn wir zunächst auch nur wenige sind,
aber wir werden es schaffen!“

Und nur dieser deutsche Kern konnte Adolf Hitler veranlassen, gegen allen Verrat und Schmutz, gegen Gemeinheit und Niedrigkeit Millionen deutschsprechender Menschen, immer weiter zu trommeln, statt Deutschland den Rücken zu kehren.

Und in Horst Wessel brannte dieser deutsche Kern, der ihm Gewißheit gab: „Bald wehen Hitlerfahnen über allen Straßen. . .“

Am Ende dieses Buches sind die zweihundertfiebenunddreißig Namen der gefallenen Nationalsozialisten auf einer Ehrentafel zusammengestellt.

Diese Namen stehen nicht deshalb dort in langer Reihe, um Haß und Anklage wachzuhalten, sondern um immer wieder daran zu erinnern, daß der Tod dieser Menschen nicht umsonst gewesen sein darf. — Jedes Einzelnen Tod soll Waffe sein im Weiterkampf, soll Mörtel sein zum Weiterbau des neuen Deutschen Reiches.

Jedes Einzelnen Tod, einerlei unter welcher Fahne, unter welchem Wimpel, wenn er nur für Deutschland war!

Daher sollen auch die Kämpfer unvergessen bleiben, die fielen, bevor Adolf Hitler kampfbereite Männer um sich sammelte. — Sie können aber nicht alle genannt werden, weil keine Liste ihrer Namen vorliegt. So müssen Taten von wenigen für alle zeugen.

Leutnant zur See Z e n k e r, Korvettenkapitän H e i n e m a n n und Kapitän zur See W e n i g e r dedten am 5. November 1918 die ruhmreiche Kriegsflagge S. M. S. „König“ mit ihren Leibern. — Manch einer fiel am Marstall oder in den Vororten Münchens, im Grenzschutz oder im Baltikum.

Oberstleutnant v. K l ü b e r, Ritter des „Pour le mérite“, wurde unter dem tierischen Kreischen entmenschter Weiber in Halle von der Menge überwältigt und bewußtlos in die Saale geworfen. Auf den mit den Wellen ringenden Schwerverletzten prasselten Kugeln. v. K l ü b e r erreichte trotzdem das Ufer wieder, aber das Gefindel trampelte auf seine blutigen Finger, mit denen er sich an den Steinen festkrallte. Mit Kolben und Spishaden schlugen sie auf ihn ein, bis ihn der Schuß eines Sicherheitswehrmannes in die eisigen Fluten zurücksinken ließ.

Ein anderer Offizier wurde in Halle buchstäblich zu Brei getrampelt.

Leutnant S c h r ö d e r schoß in Zeitz einen Matrosen, der ihn überfallen hatte, nieder und floh. Er wurde verwundet aus dem Krankenwagen herausgezerrt und von bestialischen Frauen bei lebendigem Leibe geschändet und zerstückelt.

Und auch der 15. März 1920 forderte viel gutes, deutsches Blut: Hauptmann B e r t h o l d, viermal verwundet, sechsmal

abgestürzt, vierundvierzigmal Sieger im Luftkampf, Ritter des „Pour le mérite“, starb im Rinnstein von Harburg, viehisch abgeschlachtet! — Nadt lag er da mit zertretenem Leib, mit durchschnittener Kehle und abgetrenntem Arm, umdrängt von höhnisch geiferndem Gefindel.

Und Leutnant B ü c h n e r, vierzigmal Sieger im Luftkampf, ebenfalls Ritter des „Pour le mérite“, traf im Jagdeinsitzer die Kugel eines Roten aus einer Straße Leipzigs.

Und auf dem Bahnhof Wetter an der Ruhr hieben sie feig von hinten dem Hauptmann H a s e n k l e v e r mit dem Gewehrkolben auf den Stahlhelm, daß die Schädeldede zertrümmert wurde. Als der Hauptmann zu Boden sank, zertraten sie ihm mit schweren Stiefeln das Gesicht und plünderten den Toten aus.

Auch diese Männer alle starben für das neue Deutschland. Sie waren Geist von dem Geist, der die Toten dieser Liste beseelt hatte. —

Die Totenehrenliste enthält auch nicht alle Namen derjenigen, die im Dienst für die Bewegung starben, sondern nur die Namen der Nationalsozialisten, die ermordet wurden.

Aber die Liste hinaus sind aber noch zahlreiche SA- und SS-Männer tödlich bei Kraftfahrzeugunfällen usw., die sie in Ausübung ihres schweren Dienstes erlitten, ums Leben gekommen. Sie haben darum nicht weniger ihre Pflicht getan als die Ermordeten.

Und auch die Toten enthält die Liste nicht, die einer Krankheit erlegen sind, deren Keim oder deren Wendung zum Schlechten im Dienste für die Bewegung erworben wurde.

Auch diese Toten sind nur deshalb weggelassen, weil ihre Aufzählung zuviel Raum in Anspruch nehmen würde, und auch die Verwundeten konnten nicht genannt werden, denn es sind bis heute über 24 000 Nationalsozialisten, die Wunden davontrugen im Kampf für die Bewegung. Und viele von diesen sind mehrfach verwundet worden. So ist der SA-Truppführer G l e u e l in den sieben Jahren seines SA-Dienstes siebenmal verwundet worden. Seine achte Verwundung war tödlich. Der SA-Mann M a r g hat im Kampf um das neue Deutschland 22 Narben erhalten, außerdem wurden ihm beide Unter-

arme und Handgelenke gebrochen! Er blieb trotzdem in der SA!

Wer in das Geheimnis des nationalsozialistischen Geistes eindringen will, der lese einmal aufmerksam die Liste unserer Gefallenen durch, greife nur hier einmal und dort ein Schicksal dieser Zweihundertsiebenunddreißig heraus. Ihm wird dann klarer als durch viele Worte werden, was diesen Geist umfaßt.

Die authentische Liste beginnt mit den ermordeten P g. Dr. W i n t e r und S a u e r.

Dann folgen die drei Ruhrkämpfer S c h l a g e t e r, R n i d - m a n n und D r e y e r. Alle drei wurden Opfer deutscher Verräter. Das muß man immer wieder unterstreichen, nicht aus kleinlicher Rachsucht, sondern weil Hunderte dieser Verräter noch heute sich unter uns aufhalten, nachdem sie jahrelang auf Geheiß der Entente von der willigen Systemregierung geschützt worden sind. Ein Beispiel für viele:

Am 24. April 1925 wurde dem Präsidenten des Französischen Staatsrates folgende Eingabe führender französischer Persönlichkeiten unterbreitet:

„Dem Herrn Präsidenten des Staatsrates.

Wir beehren uns, die Aufmerksamkeit Euer Hochwohlgeboren auf den Fall des deutschen Staatsangehörigen, Herrn P e s c h - k e s, angeklagt wegen Spionage gegen das Deutsche Reich, zu lenken.

Herr F r i t z P e s c h k e s, geboren am 2. Juli 1896 zu Koblenz (Rheinprovinz, Preußen), war als Ingenieur und Flugzeugführer bei der »Balug«, Flugzeugfabrik in Baden-Baden, tätig. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß diese Fabrik im Besitze von Flugzeugen und Flugmotoren war, die nach dem Vertrage vom 28. Juni 1919 an die Alliierten-Mächte ablieferungspflichtig oder zu zerstören waren, teilte Herr P e s c h k e s 1920 in einem Briefe an die Interalliierte Kommission in Berlin den rechtswidrigen Sachverhalt mit.

Herr P e s c h k e s wurde am 19. Dezember 1924 in Fulda unter Spionageverdacht festgenommen und ins Kasseler Gefängnis gebracht. Wir halten es für notwendig, bei der deut-

schen Regierung Schritte zu unternehmen, damit ein Pazifist, der nach Maßgabe seiner Kräfte das Seine zur loyalen Erfüllung des Versailler Vertrages beigetragen hat, deswegen nicht behelligt wird.

Wir würden Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie uns über vorgenommene Schritte in dieser Angelegenheit Mitteilung zukommen lassen würden.“

Und noch ein zweites Beispiel: Der deutsche Bürgermeister einer deutschen Stadt opferte den bewährten Soldaten *Schlager*, um „angesehenen Bürgern“ die Geiselhast zu ersparen, obwohl er genau wußte, daß somit die französische Kugel *Schlager* treffen mußte. Folgender Anschlag war damals zu lesen:

„Stedbrief.

Kaiserswerth, 5. April 1923.

Eisenbahnsprengung in Calcum. Am 15. März 1923, abends gegen 8 Uhr, wurden die Eisenbahngleise über den Haarbach, Gemeinde Calcum, gesprengt. Als Täter kommen wahrscheinlich zwei junge Leute in Frage, die wie folgt beschrieben werden. Familienname mutmaßlich Fr. v. *Rampe* oder v. *Krause* und *Albert Leo Schlagstein* oder *Schlager*, der eine 20 bis 25 Jahre alt, 1,60 m groß, schlank, dunkelblond, ohne Bart, volles Gesicht, Gang und Haltung aufrecht. Spricht ausländische Mundart (kein Rheinländer), gekleidet mit schwarzen Schnürschuhen, braunen Sportstrümpfen, grauem Fischhautmantel mit Gürtel und heller Sportmütze. Der andere 20 bis 25 Jahre alt, 1,80 m groß, schwächlich, blond, ohne Bart, längliches Gesicht, Gang und Haltung aufrecht, Rheinländer, trug Kneifer. Kleidung: schwarze Schnürschuhe, grauer Regenmantel und heller Schnitthut. Infolge des Attentats sind angesehene Bürger als Geiseln durch die Besatzungsbehörde ins Gefängnis gebracht worden und sollen erst bei Ermittlung der Täter in Freiheit gesetzt werden. Es wird daher um Zustellung geeigneter Ermittlungen nach den Tätern und um evtl. schnelle Mitteilung an die unterzeichnete Polizeibehörde ersucht.“

Die deutschen Bergleute **B ö h e** und **S c h n e i d e r** verrieten **S c h l a g e t e r** und seinen Trupp den Franzosen. Kameraden wollten **S c h l a g e t e r** befreien, aber die preußische Polizei in Elberfeld verhaftete den Leiter dieser Unternehmung **H e i n z H a u e n s t e i n** auf Weisung **S e v e r i n g s**. Die vom Schuttmann zum Polizeiinspektor beförderte Kreatur mit Namen **R o e m e r** blieb allen Vorstellungen gegenüber unzugänglich. „Der Fall **S c h l a g e t e r** ist hier völlig gleichgültig!“ Er lieferte damit endgültig **S c h l a g e t e r** den Franzosen aus und wurde zur Belohnung zum Regierungsrat beim Polizeipräsidium zu Breslau befördert, wo er erst im Juni 1933 zwangsbeurlaubt worden ist.

S c h l a g e t e r starb als Opfer seiner guten Eigenschaften. Er war Soldat im besten Sinne. Das hat er unzählige Male im Felde bewiesen. Aber er war zu sehr noch Soldat im alten Sinne. Er glaubte noch an Kameradschaft und war nicht hellhörig genug für Verräterei. Schufte, die er für Kameraden hielt, verrieten ihn. Das angeborene Mißtrauen des Spions fehlte ihm, und er war zu anständig, von sich aus zu fliehen. Er wollte sich auch nicht befreien lassen. „Keinen Tropfen deutschen Blutes für mich! Ich will auch nicht die französischen Wärfel, die anständig waren, in Verlegenheit bringen!“ Und die Franzosen um Gnade zu bitten, lehnte er schroff ab. Selbst von Alt-Ujest hat er vor Gericht geschwiegen. „Das da in Oberschlesien hat nichts mit meiner Sache zu tun. Um sie allein geht es hier! Für sie stehe ich mit dem Letzten ein!“ Zwölf Franzosen, die mit der Waffe polnische Räuberbanden gegen Deutsche unterstützt hatten, hatte er damals das verwirkte Leben gerettet.

Der französische Leutnant **L o r t e t**, der das Exekutionskommando führte, war von anderem Schlag. Er antwortete auf die Bitte des Gefängnisgeistlichen, **S c h l a g e t e r** würdig zu behandeln, spöttisch lachend: „Ich habe zweihundert Hinrichtungen mitgemacht! Ich werde auch diese mit der Zigarette im Munde ansehen!“

Die Franzosen ließen **S c h l a g e t e r** keine Zeit, sich zurecht zu machen. Im abgeschabten Anzug und schlechten Schuhen schleppten sie ihn zur Richtstätte. Selbst sein letztes Gebet in

der kleinen Gefängniszelle hatte ihnen zu lange gedauert. In der Sandgrube verbanden sie ihm die Augen, stießen den aufrecht Stehenden in die Kniekehlen und banden ihm die Füße an einen niedrigen Pfahl, vor dem das Grab geschaufelt war.

Seine letzten Worte waren: „Mein Deutschland!“

Niemand hatte ihn schwach gesehen, — nicht, als er gefangen wurde, noch als sie ihn folterten, wie dies die „Vertreter der Kultur“ mit den deutschen Gefangenen an der Ruhr gewöhnlich taten, — und auch nicht, als sie ihn wachrüttelten vor grauendem Tag zu letztem Gang. Einmal sagte er zu dem Geistlichen: „Das muß man können, für das Vaterland sterben!“

Er konnte sterben!

Im Auspeitschen der Salve fiel er vornüber. Ein Franzose trat an den Liegenden heran und schob ihm in die Schläfe, daß sich der tote Leib noch einmal aufbäumte.

Elf Tage brauchten die Franzosen, bis sie den Leichnam zur Überführung freigaben. Mitleidige Hände betteten ihn derweil auf dem Nordfriedhof. Es war nicht möglich, ihn in ein Grab des daneben liegenden Ehrenfriedhofes zu legen, auf dem seine Kameraden ruhten.

In dem Freigabeschein für den Leichnam sprach der Kommandant des Brückenkopfes Düsseldorf, General Simon, von den „Resten des deutschen Subjektes Schlageter“!

Am 10. Mai 1923 hatte Schlageter in einem Brief an seinen Freund Jürgens geschrieben: „Vergiß das Leben und vergebe Anklägern und Richtern. Ich habe beides getan.“

Schlageters Mutter hat auf die Nachricht vom Tode ihres Sohnes leise gesagt: „Wenn sein Tod nur nicht umsonst ist!“ Sie war eine schlichte Bauersfrau, die Haare zurückgeschheitelt, die Lippen zusammengepreßt, die verarbeiteten Hände fest ineinander gelegt. Das Schicksal des Sohnes ließ auch sie früh ins Grab sinken.

Dem greisen Vater hatten Freunde Schlageters ein Album geschenkt mit Aufnahmen all der Gedenkfeiern für seinen Sohn. Eines Tages im Sommer fuhr ein Kraftwagen vor. Ein Herr bestellte eine Tasse Kaffee. Dabei durchblätterte er das Album. Während das Geld gewechselt wurde, sprang

er in das Auto und raste mit diesen unerföhllichen Dokumenten davon, Richtung elsässisch-franzöfische Grenze.

Vier Jahre sammelten Deutsche, um die für ein Schlageter-Denkmal in Elberfeld nötige Summe von 19 000 Mark zusammen zu bringen, während zur gleichen Zeit Herr Oberbürgermeister Boeß sich von der Stadt Berlin 10 000 Mark für eine Toilette und 14 000 Mark für einen Wintergarten zahlen lassen konnte!

Für Schlageter fügte sich nicht Stein auf Stein ohne Geld. Erst die nationale Revolution hat es erreicht, daß die Straße zu diesem Denkmal den Namen Schlageterweg erhielt.

Der Baum, der an der Richtstätte zum Gedächtnis Schlageters stand, wurde am 16. März 1929 von feigen Lumpen abgesägt.

Vertreter des deutschen Volkes versagten Schlageter im preußischen Landtag die Achtung.

Bei der Einweihungsfeierlichkeit des Schlageter-Denkmal's stand mancher schwarze Zylinderträger salbungsvoll mit geheuchelter Ergriffenheit, der indirekt mit Schuld trug am Tode dieses deutschen Mannes.

Und dann steht in der Liste der Name Ludwig Knidmann. Standarte 137 trägt ihn mit Stolz. Wer aber sonst in Deutschland weiß noch um das Sterben dieses Kameraden, der als ein Knabe hinausging? Nach drei Jahren Westfront kehrte er als Mann mit zusammengepreßten Lippen heim, um sofort den zähen Kampf gegen die U- und S-Räte aufzunehmen, in dem ihn sein Bruder Heinz mit gleicher Verbissenheit unterstützte.

Dann kamen die Franzosen an die Ruhr. Die Knidmann's reisten nur noch mit der Straßenbahn. Mäntel auf Taille, Seidensocken, Kalabreser. Sie sahen eher nach Kokain und Sekt aus, als nach Westfront. Das mußte aber so sein. Sie schoben ihre Pappkartons unter die Bänke und rüdtten etwas zur Seite. Sie zogen ihre Zeitungen aus den Taschen und taten unbeteiligt. Jrgendein fatter Bürger setzte sich dann auf den

Platz, unter dem die Pakete lagen und zündete sich mit Behagen eine Zigarette an. Die beiden Knidmanns schielten besorgt hinter ihrer Zeitung, wo das Streichholz hinfiel. — Immer wieder kamen französische Streifen, um die Pässe nachzuprüfen. Sie stocherten im Packpapier der Kartons. „Was ist drin?“ „Seife!“ antworteten die Knidmanns so nebenbei. Und mit dieser „Seife“ sprengten sie in den Nächten Schienenstränge, Kanäle und Brücken.

Verrat war immer um sie, Spitzel folgten ihnen auch ins unbefetzte Gebiet, aber immer wieder konnten sie die Verfolger irreführen, — und Ludwig Knidmann sprengte trotzdem die große Eisenbahnbrücke an der militarisierten Nordbahn.

Das war ein ganz großer Schlag. Im letzten Augenblick konnte er ins unbefetzte Gebiet entkommen, zu Schanden gehehrt, völlig erschöpft, abgerissen, ausgehungert und ohne Geld. Aber seine Ruhe blieb trotzdem nur kurz. Wie sollte er sich auch lange erholen können, wo es doch um die Heimat ging.

Am 20. Juni 1923 reiste er schon wieder mit dem treuesten Kameraden ins besetzte Gebiet zurück. — Deutsche Verräter gaben für ein paar hundert Franken dem Feind Nachricht.

Am nächsten Morgen wurde den Beiden der Rückweg abgeschnitten. Eine belgische Radfahrstreife von vier Mann trampelte eilig heran. „Hände hoch!“ Aber sie waren noch nicht ganz von den Rädern, da brach der eine Belgier schon tot zusammen. Die Kugel des Zweiten piff zwischen den beiden Deutschen hindurch, da vergurgelte auch er schon. Die Kugel des Dritten ging in die Luft, japsend stürzte auch er zusammen, raffte sich wieder hoch, spudte Blut, aber der Vierte schlug schon leblos über ihn hin.

Die beiden Deutschen rannten um ihr Leben. Es knallte nun von allen Seiten. Sie stolperten aufrecht durch das Feuer. Kugeln zirpten ganz dicht. Steine splitterten, ihre Lungen leuchteten. 350 Meter bis zur Lippe! Der Weg war genau erkundet! Sie hehten weiter. Da hinten war schon die Böschung, keine 100 Meter weit! Sie sprangen in weiten Sähen. Da stolperte Ludwig Knidmann und schlug stöhnend lang hin. Der Kamerad hielt sofort im Lauf inne, blüdete sich im rasenden



Horst Wessel führt seinen Sturm 5 durch Nürnberg



Udo Kurth wird zu Grabe getragen während des Uniformverbots



Hans Steinberg



Hier traf Hans Sandwerk die Mörderkugel

Feuer, riß den Blutenden hoch: Brustschuß! Er schleppte ihn durch das Feuer zum Fluß. Endlich platschte kühl das Wasser. Er stieß sich ab, die Strömung packte sie. Der Freund hielt den bewusstlosen Freund mit zitternder Hand. Ein Strudel wirbelte sie herum. Die Wellen gingen ihnen über den Kopf, rissen sie auseinander. Der Schwerverletzte versank. Sein Kamerad tauchte, tauchte immer wieder, schwamm zwischen klatschenden Kugeln. Alles war umsonst! Ludwig Knidmann war versackt, war gefallen nach acht Jahren Kampf.

„Von Franzosen erschossen“ steht auch hinter dem Namen Willy Dreyer. Er ist von Deutsch sprechenden Lumpen verraten am 30. Juni 1923 wegen Sabotage verurteilt worden. „Begnadigt“, kam er auf die berüchtigte Teufelsinsel St. Martin de Ré. Die Vollstreckung des ursprünglichen Todesurteils wäre eine Wohltat gegenüber dieser „Gnade“ gewesen. Unter tropischer Glutsonne ist Willy Dreyer buchstäblich von Angehörigen der großen Nation, die Kultur und Ritterlichkeit für sich gepachtet hat, zu Tode gefoltert worden.

Auch der SA-Mann Emil Müller wurde ein Opfer französischen Sadismus. Der französische Reserveleutnant Rouziers schoß zwei deutsche Arbeiter ohne Grund auf der Straße nieder. Müller wollte zu Hilfe springen und wurde ebenfalls von Rouziers niedergeschossen. Dieser Offizier wollte einen Beweis für die Böswilligkeit der Deutschen bringen, um neue Vorwände zu Zwangsmahnahmen gegen Deutsche zu schaffen. Das Kriegsgericht in Landau sprach ihn natürlich frei und verurteilte die beiden Schwerverletzten deutschen Arbeiter auch noch wegen „beleidigender Haltung gegenüber französischen Besatzungsangehörigen“. Die Büste der Germania im Sitzungssaal hatten die Franzosen zuvor in kindischer Rachsucht mit einer breiten blau-weiß-roten Schärpe versehen.

Und dann sind da die Namen der sechzehn gefallenen Nationalsozialisten vom grauen Tag der Feldherrnhalle 1923. Vier-

zehn von ihnen sind, das Deutschlandlied auf den Lippen, an jenem 9. November 1923 von den Kugeln deutscher Polizei in den Tod gerissen worden. Sie alle marschierten mit gläubigem Herzen, aber sie waren dem Verrat noch nicht gewachsen, der Lüge, der Feigheit. Sie hatten noch an das Ehrenwort eines Generalstaatskommissars und eines Generals geglaubt. Sie haßten das Unwahre der neuen Zeit und marschierten, um Deutschland freizumachen. Sie hatten die ganze Zeit deutscher Schande durchlitten, aber noch nicht durchschaut.

Die erste Linie der Landespolizei an der Ludwigbrücke in München wurde von dem Zuge durchschritten, der nur ein Appell an die Bevölkerung sein sollte. An der Feldherrnhalle war eine zweite Linie Landespolizei versteckt gehalten worden. Sie schwärmte plötzlich aus. Der Jämmerling, der sich nicht schämte, den Befehl zum Feuern zu geben, gegen die Männer, von denen in München jeder wußte, daß sie nichts anderes wollten, als die Novemberschande auszulöschen, war der Oberleutnant der Augsburger Landespolizei, Freiherr v o n G o d i n. Er fand willige Kreaturen, die nicht zögerten, auf deutsche Brüder zu schießen, in deren erster Reihe der Generalquartiermeister des Großen Krieges und der Trommler für ein neues Deutschland gingen. Die Kugeln rissen vierzehn deutsche Männer in den Tod und verwundeten unzählige andere. General L u d e n d o r f f ging aufrecht, ohne seinen Schritt zu beschleunigen durch die Garben. Rittmeister S c h r a u t von der Landespolizei, der am Morgen das Gelöbniß abgegeben hatte, keinesfalls auf die Kameraden der deutschen Erhebung zu schießen, sprang dazwischen, um Blutvergießen zu verhindern — und fiel ebenfalls.

Gleichzeitig bewies Oberleutnant B r a u n vom Infanterie-Regiment 19 seine Seelenverwandtschaft mit dem Jämmerling v. G o d i n, indem er unter Bruch des Waffenstillstandes von rückwärts in das von Hauptmann R ö h m besetzte Gebäude des Wehrkreiscommandos eindrang. Am Morgen hatte er gesagt: „Die schieße ich mit lächelnder Miene wie die Hunde zusammen!“ Nun bewies er seine Lumpenseele, indem er die Gegner nicht wie Soldaten, sondern wie Verbrecher behandelte.

Leutnant Casella und der Bankbeamte Faust besiegelten im Wehrkreiskommando ihre Treue für Deutschland mit dem Tod.

Die Namen dieser sechzehn Toten des 9. November 1923 sind auf einer Ehrentafel vereinigt, die in jedem Mitgliedsbuch der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei enthalten ist. Schon auf dieser Ehrentafel gibt es keinen Unterschied zwischen Klassen, Alter und Berufen. Der Neunzehnjährige steht neben dem Fünfzigjährigen, der Landgerichtsrat neben dem Offizier, neben dem Arbeiter und dem Studenten. Der Adlige neben dem Bürgerlichen. Und so ist das fortan geblieben. Die Lebenden fanden sich ohne Klassenunterschied zusammen zum Kampf für ein besseres Deutschland, und der Tod riß sie aus dieser Reihe, ohne nach Alter oder Stand zu fragen.

Sechzehn Deutsche, deren einzige Schuld darin bestand, daß in ihnen das glühende Verlangen brannte, die Schmach des Zusammenbruchs zu tilgen, fielen unter den Kugeln des Systems. Sie sind nicht die einzigen, die von den Organen der Novemberrepublik niedergeschossen wurden. Karl Freyburger, Fritz Schroen, Helmut Barm, Kurt Reppich, Ernst Bich, Josef Marcus und Leo Paffrath fielen ebenfalls diesen Bütteln zum Opfer, die außer ihnen Hunderte und Tausende deutscher Männer und Frauen im Laufe der vierzehn Jahre der „Schönheit und Würde“ niedergeschossen, zusammengeschlagen oder zuschanden getreten haben. Manch' einer trägt für den Rest des Lebens an den Wunden, die ihm diese Kreaturen, denen Broterwerb über Befinnung ging, beigebracht haben.

Der letzte Tote jener traurigen Münchener Zeit ist Dietrich Eckart, der ebenfalls an der Feldherrnhalle vorn gestanden hatte und wenige Tage später verhaftet worden war.

Sein Leben lang ist er fanatischer Kämpfer gegen feiges Spießertum gewesen, — einer von den wenigen Dichtern, denen über alles die innere Wahrheit stand. Unbekümmert um die Ablehnung seiner Arbeiten durch Intendanten und Verleger,

schrieb er, weil und wie er schreiben mußte. Er hungerte lieber manches Jahr, als daß er Erfolge durch Besinnungslumperei erzwungen hätte. Entbehrungen waren nie das Wesentliche seines Lebens gewesen. Wesentlich war ihm nur das freie Aussprechen seiner Ansicht. Er war glühender Revolutionär bei aller Weichheit mancher seiner Dichtungen. Wie sollte er da nachhaltigen Erfolg haben zu Zeiten, in denen man seine Meinung verbergen mußte, um vorwärts zu kommen? Weder vor, noch während des Krieges war ihm so nachhaltiger Erfolg beschieden. Bei Kriegsbeginn verbot **B e t h m a n n S o l l w e g** die Weiteraufführung seines begeistert aufgenommenen Hohenstaufendramas, um den Feind England nicht zu verletzen! Nach dem Kriege verschwand seine ebenfalls begeistert aufgenommene Peer-Gynt-Nachdichtung sofort von allen Spielplänen, als bekannt wurde, daß **Dietrich Edart** sich der jungen nationalsozialistischen Bewegung angeschlossen hatte. Immer wieder wurde er zurückgeschoben, weil er aus seinen deutschen Empfindungen keinen Hehl machte.

Bald nach dem Umsturz wurde er wegen Beleidigung **Eberts** verurteilt. Er entzog sich der Vollstreckung durch Flucht in die bayerischen Berge. Aber er arbeitete mit doppeltem Eifer auf dem nationalpolitischen Gebiet weiter, kam nach München zurück, um nach dem 9. November 1923 verhaftet zu werden. Der empfindsame Mann, der all' die Jahre hindurch schon schwer unter der deutschen Not gelitten hatte, verkümmerte zwischen beengenden Zellenwänden. Er konnte das von Deutschen vergossene deutsche Blut nicht vergessen, das neben ihm geflossen war. Er fachte dahin, ohne daß dies die Machthaber gekümmert hätte. Erst als ihn der Tod unwiderruflich gezeichnet hatte, schob man ihn aus der Zelle ab, um sich der Verantwortung für diesen Tod zu entledigen. Noch einmal atmete er die Luft seiner geliebten Berge. Aber der Tod drückte ihm schon wenige Tage später für immer die Augen zu. Es war Weihnachten 1923.

Wer beachtete in Deutschland die Zeitungsnotiz, die seinen Tod meldete? Wer wußte um die Blut seiner Dichtung? Erst wenige hatten damals seinen Kampfruf aufgenommen, „Deutsch-

land erwache!“, der dann Jahr für Jahr aus Hunderten, aus Tausenden, aus Millionen von Kehlen gestiegen ist, bis Deutschland erwachte!

Dietrich Edart ist nicht der einzige Künstler geblieben, der auf jeden Berufserfolg verzichtete, wo es um Deutschland ging. Nicht viele waren wie er, aber es hat doch Schauspieler gegeben, denen sich jede Bühne, jeder Film, jedes Mikrophon verschloß, weil sie sich weigerten, verlogenen Kitsch zu spielen, — und es gab Geiger und Klavierspieler, die den Rummel der Negermusik nicht mitmachten, Bildhauer, die nicht verbilden wollten, Maler, die deutsch empfanden und sich nicht scheuten, dies in ihren Werken zum Ausdruck zu bringen. Aber von den Trägern der großen Kunstpreise auf allen Gebieten im Nachkriegsdeutschland und unter den Dichtern mit Riesenauslagen und den Tag für Tag im Rundfunk gespielten Sängern war nicht ein einziger, der Kämpfer im braunen Hemd gewesen wäre! Dafür öffnete man aber jedem Juden die Tür und verlieh dem Deutschenfresser Herriot die Goethemedaille.

Auch der Maler Ernst Schwarz war einer von denen, die deutsch blieben, ohne Rücksicht auf die damit zwangsläufig versiegenden Einnahmequellen. „Gegebenenfalls werde ich immer dort sein, wo ich gebraucht werde . . .“, stand in einem seiner letzten Briefe.

Prof. Ernst Schwarz faßte Künstlertum als das auf, was es ist: als Verpflichtung zum Kampfe! Er rang schonungslos um sein eigenes Ich, nahm Hunger und Spott und Verachtung auf sich und wich keinen Finger breit ab von dem Wege, der ihm innerlich vorgeschrieben war. Er gab sich nicht auf!

Ernst Schwarz hatte im August 1914 den Pinsel, der ihm bis dahin schon große Anerkennung gebracht hatte, mit der Waffe vertauscht. Er war einer von den Deutschen, die selbstverständlich ihre Pflicht taten und die sich auch ihres Fahnen-eides nicht entbunden fühlten, als der Krieg 1918 offiziell zu Ende war. Er fühlte sich seinem Vaterland gegenüber auch weiter verantwortlich. Ohne Ausruhen trat er sofort mit zum

Sturm gegen Spartakus an. Schnell erkannte er die Drahtzieher der Meuterei, und seiner ganzen Veranlagung entsprechend, trat er sofort unerschrocken für die völkische Bewegung ein, wurde Anhänger Ludendorffs und schloß sich 1926 Hitler an.

Aber er begnügte sich nicht damit, die vorgeschriebenen Beiträge zu zahlen und im übrigen jede Schädigung seines Geschäftes zu vermeiden, sondern er trug sichtbar und mit Stolz das Abzeichen mit dem Hakenkreuz. — Er sprach öffentlich in einer Versammlung des Künstlerverbandes gegen die Juden. Nicht ein Einziger von den anwesenden deutschen Malern stand ihm damals bei. Ihnen allen lag das eigene Wohlergehen näher, als die Not des Volkes. — Von da ab waren ihm die Berliner Kunstausstellungen verschlossen. Kein Kunsthändler nahm seine Bilder mehr. Man dachte ihn so in die Knie zu zwingen!

Aber er blieb fest!

Und doch warteten daheim zwei Kinder auf Brot. —

Aber unermüdetlich warb er weiter, überzeugte Arbeitslose an den Eden, in verräucherten Rneipen, — ging im abgetragenen Rod durch den Herbstnebel mit leerem Magen. Er sah die versorgten Gesichter daheim, verlor Freund um Freund, — wurde immer einsamer, — und blieb doch fest.

Er stand in den Reihen der SA und fühlte wieder die alte Kameradschaft der kämpfenden Männer. Ernst Schwarz war nicht einer von denen, die im Beruf des Künstlers einen Freibrief zu männlicher Schlappheit sehen. Er war gewohnt in seiner Kunst zu ringen und in seinem Leben, an dem er hing, weil er es oft genug voll eingesetzt hatte, um es dann jedesmal wieder neu als Geschenk zu empfangen.

Er war ein Grübler, der versuchte in das Dunkel zu sehen. Er malte nicht einfach um Ruhm und Geld, sondern bekannte Gedanken und Erkenntnisse, indem er den Pinsel führte. Kunst war ihm deutsches Leben.

In ihm glühte das Feuer der Überzeugung, ob er nun malte oder warb. Daher wurde er der KPD ein unangenehmer Gegner. Sie drohten ihm, aber er kämpfte weiter. Sie lauerten ihm auf, aber er ließ nicht nach. — Nicht einen Schritt war

er seinem Schicksal aus dem Wege gegangen, als ihn an einem grauen Wintertage die Mörderkugel traf.

Er fiel als Truppführer der SA.

SA-Mann und Künstler! — Auch **Horst Wessels** Schicksal war so.

Auch sein Leben bringt den Beweis, daß der Künstler nicht zwangsläufig unmännlich sein muß, — daß vielmehr auch der Kämpfer befähigt sein kann, als Künstler zu schaffen.

Die Wirkung sämtlicher Lieder **Horst Wessels** — und besonders sein „Die Fahne hoch!“ — beruht ja gerade auf diesem Kämpfertum, und weil er selbst innerlich so stark an diesem Kampfe beteiligt war, stellte er bewußt seine Lieder in den Dienst dieses Kampfes.

Kampf und Lied sind bei ihm untrennbar verbunden. Eins ohne das andere ist undenkbar, und darin liegt einer der wichtigsten Gründe für den außergewöhnlichen Erfolg dieses jungen Kämpfers und Dichters.

Jeder Erfolg hängt natürlich auch von der gesamten Atmosphäre ab, in der die betreffende Leistung getan wurde. Zu jung für den Krieg, erlebte **Horst Wessel** in den Jahren seiner größten Jugendaktivität den deutschen Kampf um Berlin.

Als Großstadtkind in den Wirren der Revolution aufgewachsen, war ihm die Lust des politischen Kampfes nicht fremd. Trotzdem hätte er sich wohl kaum mit diesem Kampf befaßt, wäre er ihm nicht notwendig erschienen. Nicht die Politik reizte ihn ursprünglich, sondern das Nationale, — und in der aktiven Entschlossenheit des jungen Menschen sah er die Möglichkeit einer Lösung nur im militärischen Sinne.

Nur so ist es zu verstehen, daß er als Schüler noch der Bismard-Jugend, Gruppe Prinz Oskar, beitrug, von dieser aber zum Bismard-Bund überging und dann weiter zum Wiking überwechselte.

Man könnte aus diesem Weiterwechseln jugendliche Unbeständigkeit schließen. In Wirklichkeit war es aber das unbewußt in ihm schlummernde Gefühl, daß nationaler Fortschritt

nicht auf dem Boden patriotischer Kaffeekränzchen erreicht werden kann. — Er fühlte schon als Junge, daß die Novemberschmach nicht dadurch wieder ausgelöscht werden kann, daß man hinter sorgsam geschlossenen Fenstern „Heil Dir im Siegerkranz“ singt und von vergangenen Heldentaten redet, — sondern, daß man kämpfen muß. Und er fühlte damals schon dumpf, daß man nur kämpfen kann, wenn ein Gedanke da ist, für den es sich lohnt zu kämpfen. — Denn Jammern um Gewesenes, das man kampflös preisgegeben hatte, ist kein Gedanke, für den es sich lohnte zu sterben.

So kam **H o r s t W e s s e l** zum **Wiking**, in dem unter der alten Kriegsflagge die mitreißende Führerpersönlichkeit **Kapitän Ehrhards** ihn, wie viele der Besten der damaligen Zeit, fesselte. Durch den **Wiking** gelangte er dann auch zur „Schwarzen Reichswehr“, wo er eine kurze militärische Ausbildung genoß. Aber auch seine Zugehörigkeit zum **Wiking** war nicht von langer Dauer, denn er verstand den weiteren Weg **Kapitän Ehrhards** ebensowenig, wie viele seiner Kameraden.

Der Austritt aus diesem Wehrverband war für ihn aber nicht das Verlassen irgendeines Vereines gewesen. Er stand gewiß erst in dem Alter, in dem sonst junge Leute ihre ersten Liebesabenteuer erleben, ohne sich im übrigen viel Gedanken über politische Zusammenhänge zu machen, aber das Schicksal des Vaterlandes ließ ihn nicht mehr los. — Er war nüchtern genug, um zu erkennen, warum ein Aufstieg Deutschlands bisher unmöglich war. Er fühlte immer klarer, daß eine Gemeinschaft von fanatischen Kämpfern gefunden werden mußte, die das Vaterland anerkannte, dabei aber genügend revolutionär war, um nicht davor zurückzuschrecken, auch mit dem alten Gerümpel aufzuräumen, das mit der Fahne ruhmreicher nationaler Vergangenheit eigenen Mangel an Hingabe zu verdecken suchte.

Diese Erkenntnis hat sich ebenso langsam in **H o r s t W e s s e l** Bahn brechen müssen, wie in manchem anderen Manne der deutschen Nachkriegsjahre. Erst Erfahrungen erzwingen Erkenntnisse.

H o r s t W e s s e l war von Geburt nicht Proletarier. Sein Vater hinterließ bei seinem frühen Tod Verhältnisse, die

es **H o r s t W e s s e l** gestattet hätten, ziemlich unbesorgt einem Studium zu leben. Genügende Beziehungen waren auf Grund seiner Herkunft und seiner Angehörigkeit zu einem Korps vorhanden. Geistig war er beweglich, dazu unverbraucht und jung. Bürgerlich gesprochen hätte er es also wirklich nicht nötig gehabt, sich mit politischen Dingen zu befassen. Auch die meisten Marxisten hätten an seiner Stelle sich darauf beschränkt, sich ein möglichst gemütliches Dasein zu machen. Aber das Studium konnte ihn ebensowenig fesseln, wie das Leben in der Korporation. Kein Beruf hätte ihn fesseln können, — kein Mensch, — solange Deutschland in Not war.

Ein Mensch wie **H o r s t W e s s e l** mußte daher suchen. Tausende sind so gewesen. So kam er 1926 zu den Nationalsozialisten, die eben in der Reichshauptstadt sich bemerkbar zu machen begannen. Wichtig für die Beurteilung seines Werdeganges ist aber, daß er noch nicht als Überzeugter kam, sondern nur als Enttäuschter. Er sah sich genau um und erkannte erst dann an, daß hier ein Gedanke war, für den der ganze Einsatz einer Person sich wirklich rechtfertigen ließ.

Der Weg in die früheren Wehrverbände war ihm viel leichter gefallen. Die in ihm angesammelte Erbitterung und Enttäuschung hatte ihn kritisch werden lassen. Völlig selbstverständlich war es für ihn aber, daß diese Erkenntnis der Größe des von **A d o l f H i t l e r** gepredigten Gedankens ihn verpflichtete, mehr zu geben, als nur einen Mitgliedsbeitrag, denn für ihn handelte es sich ja nicht darum, ein Mitgliedsbuch zu erwerben, sondern der Bewegung so schnell wie möglich zum Siege zu verhelfen. So haben Tausende von deutschen Männern und Frauen gedacht. Und gerade diese Bereitschaft von Menschen, sich ohne irgendwelche Vorteile für die Sache totzuschlagen zu lassen, fesselte ihn am meisten.

H o r s t W e s s e l hatte in allen Wehrverbänden, denen er beigetreten war, Kameraden im Kampf gesucht. Nie hatte es lang gedauert, da hatten sich die, welche ebenfalls kämpfen wollten, um ihn gesammelt. Und auch im Korps hatte ihn der Kampf am meisten gelockt. Ihn hielten dort vor allen Dingen die Schwierigkeiten, die ihm das Fechten mit dem viermal gebrochenen

rechten Arm bereiteten. Als er nun aber zur Bewegung A d o l f H i t l e r s gekommen war, trat das Korps vollkommen seiner neuen Aufgabe gegenüber in den Hintergrund, ja er fühlte sich seinen Korpsbrüdern innerlich so wenig verbunden, daß er nicht mit ihnen über die Fragen sprach, die ihn damals am meisten bewegten.

Er mußte ja zunächst überhaupt einmal lernen, was Nationalsozialismus eigentlich heißt. Er mußte sich vor allem mit dem Sozialismus auseinandersetzen, denn er konnte nicht blind bejahen, was er hörte. Mit voller Überlegung und nicht leichten Herzens wurde er Nationalsozialist, aber er hatte sich dem einfachen, ringenden Manne immer näher gefühlt, als den „seinen Leuten“ in ihrer kompromißbereiten Satttheit. Je tiefer er nun in das Gedankengut A d o l f H i t l e r s eindrang, desto mehr ergriff ihn ungeahnte Schaffenskraft. Überall taten sich ihm nun Gebiete auf, an denen Arbeit unter vollem Einsatz der Persönlichkeit nötig war. Er fühlte sich fähig, diese Arbeit zu leisten. Da war es selbstverständlich für ihn, alle anderen Arbeiten beiseite zu schieben, die ihm nicht unbedingt wichtig schienen. Je tiefer er in die Bewegung eindrang, desto mehr ergriff sie ihn, desto weniger Zeit blieb ihm noch für Dinge, die nur ihn selbst betrafen. Das Studium schob er zur Seite, die Korpsbrüder sahen ihn nicht mehr, zu Hause ließ er sich kaum noch blicken, und selbst das Mädchen, das in sein Leben getastet hatte, hörte nichts mehr von ihm. Er stand mitten im deutschen Kampf. Da war es selbstverständlich für ihn, erst diesen Kampf zu Ende zu kämpfen, ehe er wieder an sich denken durfte. Hätten alle Deutschen so gedacht, dann wäre längst vieles anders in Deutschland!

H o r s t W e s s e l stand in den Reihen der SA. Die braunen Kämpfer hatten damals keinen leichten Stand in Berlin. Wehrverbände und schwarze Reichswehr hatten ihm einige militärische Übung gebracht. Nun fand er hier die Kameradschaft auf Tod und Leben, die er gesucht hatte. Die Ziele des Kampfes lagen klar, so ergriff ihn eine seltene Schaffenskraft und er ging mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst ans Werk.

Kein Wunder, daß die Führung bald auf ihn aufmerksam wurde. Sie hatte erkannt, daß er nicht nur unerschrocken sich einsetzte, sondern daß er auch, wo immer er hinkam, ohne sich vordrängen zu wollen, die Leute an sich heranzog, die wirklich kampfbereit waren.

Auch in einer verfolgten Kampfbewegung, wie sie damals die NSDAP. war, gibt es außer Kämpfern — Mitläufer, die keineswegs stets nur auf eigenen Vorteil bedacht zu sein brauchen. Viele Menschen sehen ein, daß eine Sache unterstützenswert ist, ohne zugleich so viel innere Aktivität ausbringen zu können, sich selbst voll einzusetzen. Und auch die Einsatzbereiten können in den meisten Fällen ohne geeignete Führung nicht zur Geltung kommen. Führer in einer Kampfbewegung sind immer willkommen, — so konnte es denn nicht ausbleiben, daß *H o r s t W e s s e l* bald ein Sturm, später sogar die Stellung eines Oberführers angeboten wurde.

Raum einer hätte eine solche Möglichkeit des Vorwärtstommens ausgeschlagen. *H o r s t W e s s e l* aber lehnte rundweg ab. Seine Tätigkeit als Straßenzellenleiter in der Sektion Alexanderplatz war wichtig. — Man bot ihm einen anderen Sturm an, — beste Gegend Berlins. Er hätte mehr hervortreten können, aber darum war es ihm nicht zu tun. Er lehnte wieder ab. Erst als die Führung ihm den Trupp 34 anbot, sagte er zu. Trupp war weniger als Sturm — und der Truppe 34 war alles Andere als ein Elitetrupp. Dazu in der röttesten Berliner Gegend, Bezirk Friedrichshain. Rücksichtsloser roter Terror hatte die Handvoll SA-Männer hier überhaupt nicht zur Geltung kommen lassen. — *H o r s t W e s s e l* übernahm also wirklich keinen „Druckposten“, aber gerade das war es, was ihn an der Sache reizte. Er traute sich zu, aus diesem disziplinelosen Haufen in kurzer Zeit eine schlagfertige Truppe zu machen. In jedem Wehrverband hatte er das gleiche Bild gesehen: Auch kampfbereite junge Leute verfludern ohne straffe und zielbewußte Führung, laufen einfach auseinander. Ein wirklicher Führer schweißt lose nebeneinanderarbeitende Männer aber in kurzer Zeit zu einer Mannschaft zusammen, — und wo eine kleine, aber in sich geschlossene Mannschaft kämpft, finden sich bald andere Kampfbereite. Auch

bei aussichtslosem Kampf gegen Übermacht ist das so, denn den wahren Kämpfer zieht weniger die Möglichkeit eines Sieges in den Kampf, als vielmehr das unwiderstehliche Muß: Kameraden in Not für eine gerechte Sache beizuspringen.

Die Aufgabe, die seiner harrte, hätte manchen geschreckt. Er meisterte sie in kurzer Zeit. Sein Erfolg beruhte auf der gleichen Ursache, wie der jedes Sturmführers des großen Krieges: Unbedingte Disziplin im Kampfe! Führer immer da, wo die Luft am dicksten ist! — Rücksichtslose Kameradschaft und unbedingtes Vertrauen! Alles bezwingende innere Flamme!

Ein einfaches Rezept. Da es aber unbequem ist und keine lange Lebensdauer verbürgt, wird es nur von dem wirklich wertvollen Führer angewandt.

Zu Zeiten Hermanns des Cheruskers war das ebenso, wie zu den Zeiten Zethens, oder beim Sturm auf St. Privat und auch damals, als keuchende Tanks mit rasselnden Raupen aus den Gaschwaden vor Cambrai sich gegen die zertrommelten Schützenneister wälzten.

H o r s t W e s s e l hatte das Geheimnis des Führers erkannt. Er ging überlegt vor. Nicht darauf kam es ihm an, hier eine kleine, verzweifelte Stellung ehrenvoll zu halten, sondern darum, von hier aus das rote Berlin aufzurollen. Er war sich bewußt, daß zu allen Zeiten immer nur wenige Männer die Geschichte gemacht haben. — So nahm er bewußt den Kampf gegen eine Übermacht auf, der den Meisten völlig aussichtslos erschienen wäre.

Der „ruhige Bürger“ hat dem braunen Kampf um die Straße immer ferngestanden. Er kann bis heute nicht begreifen, warum man dem „Plebs“ nicht einfach aus dem Wege geht. Er las von einem erstochenen SA-Mann nach dem anderen, — und legte jedesmal die Zeitung mit Achselzuden weg: „Wozu mußte der denn auch überhaupt mitmachen!“

Seiner, aus feiger Trägheit ewig kompromißbereiten, Bürgerseele bleibt immer unverstündlich, daß der braune Kämpfer nicht aus dem Wege gehen will, sondern befehlen.

H o r s t W e s s e l marschierte mit seiner Mannschaft, wo kein brauner Soldat sich bis dahin hatte zeigen dürfen. Das rief

die Gegner sofort auf den Plan, löste Wut aus, — aber im geheimen auch Bewunderung.

In Koburg war das schon so gewesen, 1922. Manch einer von den Roten, der damals völlig überraschend seine Keile bezogen hatte, stand längst in den Reihen der SA. Es ist nicht wahr, daß die zunehmende Not die meisten Kämpfer uns getrieben hatte. Nur der „Bürger“ glaubt das, weil ihm das Gefühl für Mut fehlt. Aber gerade der Mann aus dem Volke hält es meist mit dem Mutigeren.

Auch auf den Sturmabenden H o r s t W e s s e l s erschien bald Einer nach dem Anderen von der roten Front. Wenn Leute es wagten, was bisher noch Keiner gewagt hatte, dann mußte doch an ihnen irgend etwas dran sein!

Und wer auf die Sturmabende kam, blieb meist dabei, denn H o r s t W e s s e l war nicht nur tapferer Soldat, sondern auch mitreißender Redner, der nicht nur die Ziele der Bewegung klarlegen konnte, sondern jedem Einwand zu Leibe rückte.

Er tat das nicht als überlegener Schulmeister, der darauf pocht, mehr zu wissen als der Andere, sondern er war wahrer Lehrer. Er tötete den Einwand aus sich selbst heraus und hatte zugleich die Gabe des Mutigen, sich durch kein Ereignis aus der Ruhe bringen zu lassen. Und er arbeitete nicht allein mit nackten Tatsachen, sondern ließ die Flammen seines inneren Feuers lodern, — riß einfach mit.

Aber auch diese Mitreißende einer flammenden Rede hält meist unter dem nüchternen Grau kommenden Alltages nicht stand. Bei H o r s t W e s s e l aber blieb der Eindruck bestehen, denn jeder Einzelne sah, wie er sich nicht an seinen eigenen Worten berauschte, sondern Tag für Tag Worte in Taten umsetzte.

Kein Wunder, daß auch hier die Besten aus allen Lagern sich schnell um H o r s t W e s s e l scharten. Aus dem unbeachteten Trupp 34 wurde schnell der Sturm 5, und der erlangte bald Berühmtheit, gemischt aus Haß und Bewunderung, bei den Gegnern.

Es blieb nicht allein bei dem Marschieren, mit dem der Gegner sich mehr und mehr abfand. H o r s t W e s s e l nahm ihm

eins seiner besten Propagandamittel: Die Schalmeykapelle. Dem „Bürger“ macht das natürlich keinen Eindruck. Er tut so etwas überlegen als „kindischen Firlefanz“ ab. Für den Sturm 5 bedeuteten die Schalmeyen aber viel. Wer hatte denn Geld von diesen braunen Männern, wo doch der eine nach dem anderen arbeitslos wurde. Zehn Pfennige Umlage war für jeden von ihnen schon eine Summe! Aber sie wurde aufgetrieben — und noch mehr wurde vom Munde abgepart, bis die Instrumente da waren. Der „Bürger“ zuckte wohl mißmutig die Achseln: „Da sieht man's ja wieder, für welche Spielereien die ihr Geld ausgeben.“ Und er hatte damit einen neuen Grund gefunden, seinen Geldsack fester zu halten. **H o r s t W e s s e l** aber wußte, daß diese Anschaffung Gold wert war. Sie wirkte schon bei den ersten Märschen allein nur durch ihr stummes Vorhandensein. Stumm, denn kaum einer konnte schon blasen. — Aber **H o r s t W e s s e l** hatte richtig gerechnet. Die Roten waren wütend, daß ihnen ein Vorrecht genommen worden war, noch bevor ein Ton die Schalmeyen verlassen hatte. Es dauerte nicht lange, da kam ein Schalmeyenbläser nach dem anderen von Rotfront herüber gewechselt. Eigene Leute lernten blasen, und nun lodte die Musik einen nach dem anderen in den Sturm hinüber.

Der überlegene „Bürger“ findet so was kindisch. Der Ehrliche muß aber anerkennen, daß **H o r s t W e s s e l** psychologisch richtig gearbeitet hatte. Nicht allein das Gehirn galt es zu erobern, sondern auch das Herz, denn nicht überall dringt die Stimme des Propagandaredners hin. Der Gleichschritt des Marsches muß mithelfen, und ihn unterstreicht der Takt der Musik.

So ist es auch mit der Uniform. Der „Bürger“ hat geringschätzig über das braune Hemd gelächelt. Er versteht nur, wenn einer sich aus der Masse heraushebt, um bewundert zu werden oder um eigenen Vorteils willen. Daß einer es tut, um sich bespuden oder gar totschlagen zu lassen, versteht er nicht. Aber **A d o l f H i t l e r** hatte richtig gesehen, als er sich sagte, daß das braune Hemd, wo immer es auftauchte, daran erinnerte, daß hier Männer für Deutschland im Kampfe waren. Und sein massenhaftes Auftreten hämmerte auch dem Widerstrebendsten immer wieder ein,

daß die Bewegung zunahm. — Das Reichsbanner hat das ebenfalls später erkannt und manche anderen auch. Aber sie überschätzten die Wirkung der Uniform, die nur helfen kann, einen Gedanken durchzusetzen, aber ihn nicht zu ersetzen imstande ist.

Der Kampf um die Straße war nötig. — **H o r s t W e s s e l** führte ihn im röttesten Berlin. Zuerst war es Kleinkampf im Fischerkiß.

Uralte Häuser duden sich da dicht nebeneinander, winkelige Gassen kreuzen sich. Der Fremde sieht nur das Alte, Malerische hier bei Tag. Nachts aber wird die Unterwelt lebendig. Diese Unterwelt muß Licht scheuen. Daher kann sie nur zu den Parteien halten, die nicht Licht, nicht Reinlichkeit wollen. Fischerkiß war darum Hochburg des Marxismus. Wer ihn angriff, stach in ein Wespennest. Blut floß genug in nächtlichen Gassen. Der Kampf, den **H o r s t W e s s e l** ausnahm, aber war trotzdem kein unüberlegter Jungenstreich, sondern Notwendigkeit.

Als alter Angehöriger von Wehrverbänden wußte er, daß man bei feierlichen Paraden, abseits vom Gegner, zwar große Worte unter flatternden Fahnen über das Feld hallen lassen konnte, daß Deutschland aber nicht mit lautem Patriotismus erobert werden wollte, sondern in stillem, zähem Kampf. Deshalb rüdte er eines Tages mit dem Lastzug mitten durch das Fischerkiß.

Auf dem Wagen sang die Mannschaft, — und in den Pausen zwischen Lied und Lied, schlug das „Deutschland erwache!“ im Sprechchor in die brüllende, tobende, johlende Menge. **H o r s t W e s s e l** kniete auf dem Verdeck unter der flatternden Fahne. Die Gassen waren eine kochende Masse. Schritt vor Schritt kämpfte sich der Wagen vor, aber die Mannschaft stand, Hand am Gurt in unerschütterlicher Disziplin. Immer wieder stauten sich die Menschen. Haß stieg tausendfach zu den Männern im braunen Hemd. Da tat **H o r s t W e s s e l** das, was keiner erwartet hatte: Er ließ halten, richtete sich hoch auf und sprach.

Auf einmal wurde es ganz still. Kein Zuruf mehr. Seine Worte brandeten auf zu den dicht besetzten Fenstern, drangen ein in tausend Gehirne, aber auch in manches Herz. Die Mannschaft schrie das „Heil!“ auf den Führer in einer wilden Be-

geisterung wie noch nie. Jetzt konnte kommen, was immer wollte, sie war zu allem bereit. Und weil die Roten das merkten, ließen sie es nur bei wüstem Geschimpfe, das zunahm, je mehr sich der Lastwagen entfernte.

Kiellinie eines Schiffes in trüber Flut? — Kiellinie, die bald wieder verschwindet? — Nein, — kurz ausleuchtendes Bild, das sagen soll: „Wir machen vor keiner roten Hochburg halt!“ Von Tausenden vielleicht noch nicht klar verstanden, in hundert Herzen aber schon ein Samenkorn und Manchem heute bereits ein Anstoß.

So ging das immer weiter.

H o r s t W e s s e l ließ nicht die Roten den Kampf diktieren, sondern er bestimmte den Kampf. Er redete bald Abend für Abend irgendwo in Berlin. 1929 stand er mit 56 Versammlungen gleich hinter dem Berliner Gauleiter Dr. G o e b b e l s. Von allen Seiten wurde er verlangt. Aber trotz aller Rednererfolge befriedigte ihn das noch nicht. Er wollte auch die Gegner erfassen, die nicht in seine Versammlungen kamen — und wollte diese Gelegenheit benutzen, zugleich durch den Beweis von Mut, auch seelisch einzuwirken.

So unternahm er eines Abends mit seinem Sturm einen Überfall auf das KPD-Lokal, von dem der meiste Terror ausging. Planmäßig umstellt, wurde das Lokal völlig überraschend kampflös besetzt. Aber statt auf die vor Angst fast gelähmten Gegner einzuschlagen, wie sie es nach ihren gemeinen und feigen Überfällen verdient hatten, sprang H o r s t W e s s e l auf das Billard und sprach zu den atemlos Lauschenden über den Sinn der Bewegung und über die Feigheit, mit der die KPD kämpfte. Nicht einer regte sich. Auch als der Sturm dann auf der Straße antrat und geschlossen abmarschierte, kam kein Schimpfen mehr.

Wo der Gegner zu finden war, griff H o r s t W e s s e l an, nie aber mit der Waffe, nur immer mit dem Wort. Denn der Führer wollte ja Deutschland nicht mit Terror erobern, sondern Deutschland sollte erwachen! Erst wo das Wort durch Terror niedergehalten wurde, sollte durch Gegenterror die Freiheit des Redens erzwungen werden.



Leo Paffrath



Hans Hobelsberger



Hans Handwert



Josef Bleiser



Totenwacht für Gerhard Schlemminger



Willi Walters letzter Weg

Überall tobte so in Deutschland der Kampf. Das, was H o r s t W e s s e l und sein Sturm in Berlin tat, das machten andere in Leipzig, Hannover, Frankfurt, München und überall. H o r s t W e s s e l war einer von Vielen, einer der überlegt seine Mannschaft einsetzte.

Er hatte bemerkt, daß immer wieder seine mitreißenden Worte im letzten Augenblick durch den auspeitschenden Gesang der Internationale zunichte gemacht wurden. Mancher schon halb Überzeugte kehrte ihm unter den Klängen des gewohnten Kampfliedes wieder den Rücken. H o r s t W e s s e l erkannte richtig, daß nur das Singen eines Gegenkampfliedes hier helfen konnte. Aber keins von den bekannten Liedern wirkte so auspeitschend, wie die Internationale, auch keins seiner eigenen Lieder, die in seinem Sturm gesungen wurden. Deshalb dichtete er „Die Fahne hoch!“ und schrieb die Melodie dazu in einer Nacht nach einem Aufmarsch durch die brüllende und steinewerfende Menge. Das Lied, das schnell über den Sturm hinaus bei anderen Stürmen bekannt und dann in der ganzen Bewegung begeistert aufgenommen wurde, ist also nicht ein zufälliger Liedersolg, sondern das Ergebnis genauer Überlegung und ein Beweis für den psychologischen Blick des Zweiundzwanzigjährigen.

Aber auch mit diesem Erfolg war er nicht zufrieden. Hatte er auch Hunderte schon aus der KPD herübergeholt, so fühlte er doch, daß ein Abstand zwischen ihm und dem Proletarier klappte. Er mußte also den Urgründen proletarischen Denkens und Fühlens nachgehen und glaubte das nur zu können, wenn er als Arbeiter tätig wäre. So wurde er Taxameterfahrer, später Erdarbeiter. Er zog von Hause weg in die Frankfurter Straße. Auch nach der Arbeit wollte er proletarisch leben. Deshalb mietete er bei der Witwe eines Kommunisten.

Hier nahm er auch das Proletariermädchen zu sich, das er aus der Gasse der Großstadt aufgehoben hatte. Raum einer verstand ihn, als er dies tat, aber es war einfach seine bedingungslose Menschlichkeit, die niemals nach Vergangenheit fragte, — die nur das Gute im Menschen suchte und kraft der Flamme, die in ihm loderte, imstande war, Herkunft, Erziehung und Erleben eines Menschen auszulöschen. Er war vorbehaltlos gut

zu diesem Mädchen und formte es damit zu einem neuen Menschen. Denn in ihm brannte die Flamme. Jeder mußte das fühlen, der ihn reden hörte, oder der sah, wie er seinem Sturm voran sich seinen Weg völlig selbstverständlich durch die rote Menge bahnte. Er war nicht einfach guter Propagandist, sondern kampfbereiter Prediger. Nicht einer Partei wollte er zu einigen Ministerfesseln verhelfen, sondern einer Weltanschauung zum Sieg, wie das auch Adolf Hitlers Wille ist. Weltanschauungen kann man nachhaltig nicht durch Brutalität zur Anerkennung verhelfen, sie müssen vorgelebt werden!

Dieses Vorleben ist unbequem und gefährlich. Horst Wessel ging daran zugrunde. Im Karl-Liebknecht-Haus wurde sein Todesurteil gesprochen. Als gefährlichster Gegner des Bezirks Friedrichshain mußte er erledigt werden. Auf Warnungen hörte er nicht. Im Gegenteil, er verschärfte seine Arbeit. Wäre er berechnend gewesen, dann hätte er seine Stellung einem Anderen übergeben, um dem Tod zu entgehen, der über ihm schwebte. Seine bisherigen Leistungen waren groß. An anderer Stelle hätte er weiterarbeiten können. Man bot ihm die hohe Stellung eines SA-Oberführers an. Ein Kamerad hätte an seiner Stelle den Kampf an dieser Front weiterführen können. Niemand hätte ihm daraus einen Vorwurf gemacht. Aber er mußte ablehnen. Er war innerlich zu tief von seiner bestimmten Kampfaufgabe ergriffen. Er wollte den Tod nicht, aber das Ende konnte ihn auch nicht schrecken, denn er fühlte, daß selbst sein Tod an dieser Stelle der Bewegung weiterhelfen konnte. —

Erfolg ruft nicht nur Bewunderung, sondern auch Neid hervor. Der Führernatur ist es nicht schwer, wenige Menschen zu bedingungsloser Hingabe zusammenzupressen. Wächst eine Abteilung aber, so wird es schwieriger, jedes einzelne Mitglied derselben in den Willen des Führers zu zwingen. Ganz besonders gilt dies für jede Freiwilligenformation. Horst Wessel wußte das von den Wehrverbänden her und auch von seinem Wirken innerhalb der Bewegung. Er wußte auch, daß die KPD es versuchte sich in seinem Sturm einzuschleichen, um ihn von innen heraus zu sprengen. Horst Wessel war nicht der strahlende, glückhafte Siegfried, dem ein voller Erfolg leicht in die Hände

gefallen wäre. Er hatte auch in seinem Sturm Widerstände zu überwinden. Rücksichtslos setzte er sich durch und zog sich nicht gekränkt zurück, denn er blieb sich immer bewußt, daß auch die Mannschaft seines Sturmes noch nicht restlos nationalsozialistisch dachte. Er blieb sich stets darüber klar, daß die Bewegung sich nicht mit Stimmvieh oder rücksichtslosen Draufgängern begnügen darf, sondern daß sie den inneren Menschen durchdringen und von Grund auf umgestalten muß. Er war im Kampf nicht allein Gegner des Feindes, sondern zugleich Führer seiner Mannschaft, der dabei die Geführten nicht aus dem Auge ließ. So wußte er genau, daß sein Sturm ebenso schnell wieder zu einem bedeutungslosen Kampfinstrument werden konnte, wie er ihn zu einer scharfen Waffe gemacht hatte. Und deshalb dachte er nicht daran, seinen Posten zu verlassen, ehe der Endsieg da wäre. —

Das Todesurteil war gesprochen. Horst Wessel anzugreifen, aber war gefährlich. Der Kern seines Sturmes hing an ihm mit fanatischer Liebe. Mut ist niemals Kennzeichen der Marginalen gewesen. So griffen sie erst zu, als auch das Schicksal sich gegen Horst Wessel gewendet hatte.

Werner Wessel war beim Schneeschuhlauf im Riesengebirge erfroren. Horst hatte ihn veranlaßt, eine von Freunden angebotene Amerikareise auszuschlagen, wie er selbst es getan hatte, damit sie beide nicht im SA-Kampf ausfallen sollten. Nun traf ihn der Tod des geliebten Bruders doppelt schwer. Eben kam er vom letzten Weg eines SA-Kameraden. Er holte selbst die Leiche des Bruders und der mit ihm verunglückten Parteigenossen im Lastauto, ordnete die Beerdigung, tat seinen Dienst weiter. Aber er war plötzlich ein Anderer geworden. Das Schicksal lastete schwer auf ihm, und schon begann die Terminierarbeit der Spindel. Horst Wessel brach zusammen. Im Sturm machte sich sofort das Fehlen des bewährten Führers bemerkbar. Horst Wessel drängte es, die Arbeit wieder zu übernehmen, aber der noch kaum Genesene fiel schon vorher den Mördern zum Opfer.

Nicht einer dieser Totenliste starb im ebenbürtigen Kampf — Mann gegen Mann. Jeder Einzelne erlag erdrückender Übermacht. Horst Wessel wagten sie erst anzugreifen, nachdem

seine Wirtin versichert hatte, er sei so vom Fieber geschwächt, daß er überhaupt keinen Widerstand leisten könnte. Und auch dann beteiligten sich mindestens 14 Lumpen an diesem Überfall des Ahnungslosen. Das ist mit ein Beweis, welchen Eindruck der Mut dieses Mannes auf die Margisten gemacht hatte.

Fast alle Täter waren vorbestrafte Schwerverbrecher, u n t e r ihnen zwei Juden. Vor Gericht betonten sie, den Sturmführer ermordet zu haben, weil er gegen die Juden gesprochen hätte. Das Urteil war lächerlich: Die höchste Strafe für diesen einwandfrei feststehenden Mord betrug sechs Jahre, ein Monat Zuchthaus. Die Wirtin, welche die Mörder aufgefördert hatte, bekam ein Jahr, sechs Monate Gefängnis. —

H o r s t W e s s e l hatte, im Blut liegend, sich geweigert, von einem jüdischen Arzt sich helfen zu lassen. Die Mörder wühlten seine Wohnung durch.

Fünf Wochen rang er mit dem Tod. Seine Sturmkameraden gingen an seiner offenen Zimmertür mit erhobener Hand vorüber zum letzten Gruß. Sie mußten ihn im Krankenhaus vor neuen Überfällen schützen, wie nur durch ständiges Wachen später sein Grab vor roten Schändern bewahrt wurde. Er ruht, wie Vater und Bruder, auf dem Nicolai-Friedhof zu Berlin. Er hat die Hitlerfahnen über allen Straßen nicht mehr erlebt, aber sein Lied hat das neue Deutschland mit erkämpft, es wurde und bleibt das Lied des braunen Soldaten.

H o r s t W e s s e l ist einer aus der Reihe, — aus der Reihe der Kämpfer und aus der Reihe der Toten. Ein Mann aus dem Glied. Tag um Tag und Nacht um Nacht hat Rotmord gewütet. Heute stachen sie dem feig das Messer von hinten in die Lunge, — gestern schlugen sie diesen im Dunkeln mit einer Zaunlatte nieder, — und in fast jeder Nacht traf einen anderen die Kugel.

SS-Mann B a r t h e ging mit seinem Kameraden K l i e h m durch die nächtliche Straße. — Ihre Schritte hallten auf dem Pflaster. Ein erleuchtetes Fenster warf trüben Schein. Irgendwo schlug eine Haustür zu, daß die Stille zerbrach.

Die beiden SS-Männer gingen im Gleichschritt: Kameraden! Vor einem Hause standen zehn bis fünfzehn Männer. Ihre Gestalten hoben sich dunkel von der Hausmauer ab. G a r t h e und R l i e h m waren noch nicht heran, da prasselten schon die Steine. Waffenlos, wie die Republik es von Nationalsozialisten verlangte, konnten sie sich der Übermacht nicht erwehren. Wer hat in solchen Augenblicken damals Polizisten gesehen?

„In meine Wohnung!“ zischte R l i e h m, und sie liefen, die tobende Meute hinter sich. Zwei Menschen rannten um ihr Leben. Steine überholten sie springend, trafen.

„Schlagt die Hitler tot!“ johlten Stimmen.

Sie hekten um die Ecke. — Endlich war das Haus erreicht. Sie sprangen in den Vorgarten.

Schlüssel heraus!

Die Hände zitterten. Das Herz hämmerte wild. — Aber das Schloß sperrte. Der Schlüssel ging nicht vor, noch zurück.

Da waren schon die Verfolger heran. — Einer sprang hoch und riß G a r t h e von der Treppe.

Ein Schuß krachte. G a r t h e brach zusammen. Aber neue Kugeln verließen schon wieder den Lauf. Vier waren es, oder noch mehr. Klatschend schlugen sie ein.

Der dreißigjährige Kommunist Hermann v a n t' E n d e hatte geschossen.

E r i c h G a r t h e aber lag in seinem Blut. — Geheht durch die einsame, nächtliche Stadt — und dann erschossen, — ermordet von vielfacher Übermacht. SS-Mann E r i c h G a r t h e, sonst Reisender, der von Geschäft zu Geschäft ging.

Ein Name mehr auf der langen Liste der Männer, die für Deutschland starben.

. . . und dann einmal Herbstnacht über der Landstraße, die nach Kaulwitz führt.

Ein paar Lichter flimmerten fern. Die kahlen Bäume waren wie schwarze Schatten.

Langsam kam ein Radfahrer die Straße herauf. — Im

Graben regte sich etwas. Der Mann sprang vom Rad: „Freiheit!“ rief er.

„Freiheit!“ antwortete Müllers Stimme aus dem Graben, aber Gottschalk zischte: „Runter von der Straße, Mann! Der Gohla muß gleich kommen!“

„Wenn er man nur alleene auf der Karre is.“

„Erst vorbei lassen, wenn er alleine is, dann nig wie von hinten drauf!“ sagte Gottschalk halblaut belehrend.

„Na, was denn sonst!“ lachte Müller heiser und verstedte das Rad im Graben.

„Dem SA-Hund wird's heut' besorgt. In Schmorgau damals war die Abreibung für den viel zu wenig.“

„Na, hat ooch schon geblutet wie 'ne Sau,“ meinte Nischwisch.

„Pst!“ zischte Gottschalk.

Pferdehufe klapperten müde auf der Straße. Ein Wagen knarrte. Ab und zu schlug Eisen an Stein. — Nichts zu sehen außer einem pendelnden Licht.

„Das muß er sein!“ flüsterte Müller erregt.

Der Wagen kam näher.

Sie duckten sich.

Da knallte der Fuhrmann mit der Peitsche. — Er war jetzt ganz nah.

Sie hörten deutlich, wie er mit der Zunge schnalzte. — Sie zogen die Köpfe ganz ein. Ihre Herzen klopften. Wenn der auf dem Wagen sie nur nicht sehen würde.

Aber der blickte nicht zur Seite. Er hielt die Zügel in der Hand.

Weit flimmerten die Lichter.

Da setzte sich der Gaul in Trab.

Mit einem Satz sprangen die Drei auf die Straße und stolperten hinter dem Wagen her. Reuchend liefen sie, aber sie schnappten ihn nicht.

Müller blieb schnaufend stehen: „Verfluchter Hund!“

„Den kriegen wir nicht mehr!“ Nischwisch spudte aus.

„Ach wat!“ knurrte Gottschalk. „Das Hitlerschwein muß heute noch hin!“

Er sprang in den Graben zurück, riß sein Fahrrad hoch und trampelte hinter dem davonsahrenden Wagen her.

Das schwankende Licht kam näher — und näher. „Gut, daß die Nacht so dunkel ist“, dachte er, „und daß so spät am Abend kaum Autos vorbeikommen.“ Er beugte sich tiefer über die Lenkstange des Rades.

Der müde Gaul da vorne fiel nun in langsamen Trab und dann in Schritt.

„Morgen bin ich wieder bei ihr“, dachte Max Bohla. „Erst SA-Dienst, aber am Nachmittag wird doch etwas Zeit bleiben — und in zwei Monaten wird geheiratet.“ — Er bogte ein wenig nach vorne gebeugt, den Kragen hochgeschlagen. Es war doch schon bitter kalt so nachts.

Der Wagen knarrte und rüttelte, die Hufe klapperten.

Der Gottschalk sprang schon vom Rad. Ein paar Schritte noch, dann konnte er sich von hinten auf den Wagen schwingen.

Max Bohla blickte unverwandt nach vorn zu den blinkenden Lichtern. Ja, und in zwei Monaten sollte Hochzeit sein!

Da traf ihn von hinten ein starker Schlag, der ihm einen Teil des linken Ohres vom Kopfe trennte. Max Bohla sackte in sich zusammen.

„Faschistenhund, verfluchter!“ zischte Gottschalk und stieß mit brutaler Kraft den Besinnungslosen vom Sitzbrett, sprang ab und hieb schreiend den Gaul, daß der in wilder Panik davonsob. Max Bohla wurde mitgeschleift. Sein Kopf schlug auf, das Rückgrat brach. Nach dreißig Metern blieb die Wagendeichsel an einer Grabenböschung stehen. — Der Gaul stürzte. Er leuchte mit weiten Augen, die Flanken zitterten.

Der Gottschalk aber hatte sein Rad schon wieder hochgerissen und trampelte weg, so schnell er konnte.

Max Bohla lag neben seinem Wagen. Kälte und Schmerzen machten ihn wach. Er versuchte sich aufzurichten, Schmerzen stachen. Er wollte sich liegend weiterschieben, aber er hatte keine Kraft. Er sah die Lichter der nahen Ortschaft flimmern und hatte die Empfindung eines großen Unglückes, aber seine Gedanken vermischten sich immer wieder. Kein Anfang war da und kein Verstehen. —

Drei Stunden lag er so in seinem Blut. Die Minuten tropften endlos wie Ewigkeiten.

Auf einmal waren Schritte im Dunkeln. — Der Nischwitz war zurückgekehrt. Neugierde hatte ihn hingetrieben. Da hörte er das Stöhnen. — Er beugte sich nieder. — Grauen packte ihn. Der ist ja gar nicht tot! Angst zitterte in ihm. Er versuchte den Geschundenen wegzuschleppen. Da wachte Mag Bohla aus seinem Dämmern wieder auf.

„Wohin?“ fragte er kaum hörbar.

„Nach Kaulschwitz zum Dr. Cohn!“

Da nahm Mag Bohla seine letzte Kraft zusammen und sagte: „Nein! Ich will nicht zum Juden! Ich will nach Hause!“ —

Vier Tage und fünf Nächte fladerte die verlöschende Flamme. Einmal stand der Ortsgruppenführer am Lager des Todwunden, und als er ging, sagte er: „Auf Wiedersehen und gute Besserung!“

Da blickte ihn Mag Bohla fest an und sagte nur: „Heil Hitler!“

Er wußte wohl, daß es für ihn kein Wiedersehen hier gab.

Die drei SPD-Leute hatten aus ihrer Tat kein Hehl gemacht — und waren doch auf freiem Fuß, als man dem SA-Mann Bohla die Augen zudrückte.

Langsam kam erstes Dämmern.

„Ich glaube, wir können jetzt heim.“ Hans Hobelberger trat ans Fenster.

„Meinst du, Hans? — Aber wenn sie uns doch noch irgendwo auflauern?“

„Ach was! — Wir bleiben zusammen. Ist doch nur feiges Gefindel. — Die Frau wartet die ganze Nacht doch schon — und man weiß ja, wie das ist.“

„Also los!“

Sie hatten die Nacht hindurch im Parteihaus gefessen. Nach der Strasserkundgebung lauerte überall Gefindel in den Gassen, und auf Polizeihilfe konnten sie nicht rechnen. — Aber nun war es still geworden, — und sie hatten noch einen weiten Weg.

Schweigend fuhren sie nebeneinander her. Schleifend glitten die Gummis ihrer Räder über Kies und Steine. — Früheis knisterte. — Ein Hahn krächte heiser, ein anderer antwortete. Der Morgenwind ging kalt.

Durchwachte Nacht. Jeden Augenblick hätten die Roten stürmen können, und vorher Anmarsch und Saalschuß. — Sie fröstelten.

Die Kette von Hans Hobelbergers Rad schlug leise klirrend. — Die Häuser standen grau und schlafend.

Mit einem Mal Geräusch! — Irgendwo fremde Bewegung. — Sie traten schneller die Pedale.

Da sprangen schon Kerle von allen Seiten heran.

Sie rissen die Räder zur Seite. Jetzt nur: Gerade durch! Es geht ums Leben! Sie traten mit aller Kraft.

„Runter mit die Hitler!“

Knüppel sausten. Steine flogen. „Wenn sie nicht absteigen wollen, knallt druff!“ brüllte eine Stimme.

Keuchend arbeiteten die Lungen. — Da sprang die Kette von Hans Hobelbergers Rad.

Die Meute zerrte ihn vom Sattel, schlug ihn johlend nieder, Messer stachen, Tritte zermalmten. Irr gelten seine Hilferufe. Aber die Kameraden kamen zu spät. Das Gefindel stob auseinander, tauchte unter hinter Zäunen und Haustüren. —

Acht Tage letzte Not des zur Unkenntlichkeit Zugerichteten. — Aber er lebte doch noch. — Kameraden waren um sein Bett, die eben vom Grabe eines anderen SA-Mannes kamen.

Hans Hobelberger sah sie still an und sagte dann sehr leise: „Ach Gott, so geht einer um den anderen von den treuen Kerlen fort.“ Dann lag er wieder still. — Er wollte Abschied nehmen — von seinen Kameraden, — von seiner Frau, — von seinen kleinen Kindern. . . . Ja, die Kinder! . . . Und es war doch so viel noch für ihn zu tun . . . so viel.

Unruhig glitten seine Augen hin und her, — als wollten sie etwas fassen, sich an irgend etwas halten. — Angst krallte! Schmerzen peitschten! Acht Tage und acht Nächte griffen sie immer wieder an. Seine Augen irrten, — sahen keinen mehr.

Die Kameraden standen stumm, — hilflos.

Da war es, als ob auf einmal seine Augen wieder saßen. Es war als nähme er noch einmal seine Kraft zusammen als er mit brüchiger Stimme sagte: „Trotzdem . . . Heil Hitler! . . .“

Acht Tage und acht Nächte, — dann krachten drei Salven über der Brust eines Mannes, der das Brauen des Westens gekannt hatte — und den sie trotzdem in Deutschland erschlugen.

Sie hockten um den Tisch.

Werner Berhardt sprach in seiner ruhigen Art den braunen Jungen vom Sinn des Kampfes: „Nicht blindlings kämpfen und nicht wahllos hassen, nicht sagen: ‚Aug‘ um Auge, Zahn um Zahn!“, denn wer uns heute ablehnt, wird uns morgen verstehen und einmal unsere Hände greifen.“

Sie saßen um ihn: Heimabend der Hitlerjugend.

Sie waren eng zusammengedrückt. Die Herzen klopften erregt. Die Wangen glühten. — Acht Überfälle in den letzten drei Tagen allein auf die Kameraden der HJ! — Der da hatte auch eine Binde um die Stirn. Aber er war doch gekommen.

„Nur so'n bißchen Kauferei!“ hatte er zu Hause gesagt. „Nee, nee, nur mit den Kameraden!“ und er hatte die Mutter ausgelacht. Da hatte sie ihn wieder gehen lassen.

Die Kameraden waren schon dagewesen. — Der Strom der Erregung war hochgespannt. Acht Überfälle in drei Tagen!

Die phantastischsten Pläne wurden gemacht. Man muß den Roten doch die Suppe versalzen, — man muß sich rächen!

Aber als ihr Jungvolkführer die Stube betrat, wurde es sofort still.

Und nun sprach Werner Berhardt, der gar nicht Vorgesetzter war, sondern nur großer Kamerad, dem jeder sich unterordnete, weil er eben wirklich Führer war, — und wie er sprach, da sah das alles ganz anders aus: „Das wüßte Schimpfen nützt ja nichts, Jungs. Wir wollen nicht einfach niedertrampeln, was nicht so denkt, wie wir. Sie werden uns verstehen, wenn wir erst einmal den Panzer voll Haß und Verhehung durchbrochen haben, der sie umgibt. Jungs, vergeßt nicht, daß es ja nur arme, verheßte Proleten sind! Vergeßt das doch nicht! Und

es sind doch noch so viele, gute Volksgenossen unter ihnen. Unser Ziel ist ja nicht Haß, wie ihres. Unser Ziel ist Deutschland. Und um Deutschland wieder aufzubauen, müssen wir Jungen erst einmal Menschen werden mit viel Liebe und viel Glauben!"

Sie saßen alle im Kreis. Irgend etwas verband sie unlöslich mit ihrem Werner. Sie würden nicht sagen können, was es ist, aber daß irgend etwas sie zusammenhält, fühlten sie ganz deutlich.

Und dann gingen sie zusammen heim. Die Schritte klappten auf dem Pflaster.

An einer Ecke standen Jungens vom roten Jugendbund. Die Hitlerjungs blieben stehen, sprachen mit ihnen. Die roten Burschen sollten doch wissen, was Hitlerjugend will.

Werner Gerhardt ging langsam voraus. — Lungern da hinten nicht ein paar verdächtige Kerle herum? Besser, man sieht doch schnell nach! Brauchens ja nicht zu merken, meine Jungs!

Die standen ruhig an der Ecke und sprachen mit den roten Bengeln. Recht so! Einer nach dem Anderen muß rausgeholt werden aus dem roten Sumpf! — Werner Gerhardt ging ruhig den Männern entgegen, die wartend standen. Gerade wollte er den Kopf nach seinen Jungs wenden — da fuhr ihm etwas Kaltes und Scharfes in den Leib. „Ein Messer!“ dachte es in ihm. Schmerz riß. — Das widerliche Keuchen menschlichen Atems war ihm ganz nah. Schatten entglitten. Grell gellte sein Schrei.

Seine Jungen stürzten heran, beugten sich über ihn, betteten seinen Kopf auf ihre Knie, schleppten ihn dann zum Arzt. — Andere stürzten den Schatten nach, rannten keuchend, stolperten, aber ein Polizist hatte den Mörder schon festgenommen: Reichsbannermann.

Sie wollten ihn anspringen in wahnsinniger Wut, da richtete der Polizist die Pistole ihnen entgegen. Er schützte den Mörder mit der Waffe gegen die Überfallenen.

Die Schredenskunde flog schnell weiter.

Menschen drängten sich heran.

„Ob er schon tot ist?“ fragte eine Junge leise.

Sie standen um die blutige Stelle auf dem Pflaster.

„Weitergehen!“ schnarrte die Polizei.

„Wo waren die denn vorhin?“ fragte einer aus dem Menschenknäuel, „und warum haben sie . . .“

„Weitergehen!“ brüllte es in hartem Kommandoton.

Aber immer mehr Menschen kamen zusammen, reckten die neugierigen Hälse, um diesen dunklen Blutfleck zu sehen.

„Wo ist der Mörder?“ fragte eine Stimme erregt.

„Zum Rathaus gebracht!“

Dort standen die Menschen Kopf an Kopf. Hunderte und Hunderte und Hunderte. — Ihr Ruf war Anklage, Forderung, Bekenntnis. Einen aus ihrer Mitte hatte der Mord getroffen. Einen, der darbt wie sie. — Arbeiterjunge! — Aber das Messer eines anderen Arbeiters stach diesen Jungen nieder, weil er nicht hassen wollte.

Die Sommernacht war schwül. — Heiß atmeten die Hausmauern Dunst und feuchte Wärme aus.

„Weitergehen!“ schnarrten die Polizisten.

Ganz vorn in der Menge stand ein Junge, mit weißem, schmalen Gesicht, in dem ein Paar Augen fladerten, — einer von Werner Gerhards Jungen. Vorhin noch hatte er den Worten seines Führers gelauscht. „Nicht Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ und nun lag Werner Gerhardt vielleicht schon tot, während der Mörder wohlbehalten da drüben im Rathaus saß. — Der Junge preßte die Zähne zusammen, daß es schmerzte, — stand ratlos zwischen all den vielen Menschen, wartend. — Irgend etwas mußte doch geschehen. Irgend etwas! — Er wußte selbst nicht was, — nur eine Tat mußte es sein.

„Weitergehen!“ schrien die Polizisten, „Weitergehen!“

Die Menschen drängten, — stauten sich. — Die Erregung wuchs.

Der Hitlerjunge wollte etwas sagen, irgend etwas rufen, — etwas drängte in ihm, mußte heraus — und wie aus tiefster Not sang er auf einmal:

„Die Fahne hoch . . .“

Einen Augenblick wurde es ganz still, nur diese helle Knabenstimme sang hoch und klar: „... die Reihen dicht geschlossen...“ Da fielen Stimmen ein, — erst wenige, dann mehr und immer mehr — und nun dröhnte das Kampflied durch die Sommernacht, stieg auf zwischen dumpfen Mauern zum ewigen Himmel. „... Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen...“

Da sprangen Polizisten wütend, wie bissige Hunde, in die singende Menge. Dumpf klatschten die Gummiknüppel. Menschen stürzten, Frauen brachen zusammen, wurden getreten. Dumpf trommelten die Knüppel auf Unschuldige.

Aber irgendwo in einem weißen Raume beugten sich Ärzte unter der erbarmungslos hellen Lampe, über einen blutigen, armen Körper.

Und irgendwo preßte in stummer Qual eine Mutter ihr Taschentuch, als wäre es ein Eisenstück, das sie zerbrechen müßte, damit ihr blonder Junge leben bleibe.

Ein paar Hitlerjungs standen auf dem Gang, ungelent, die Mühen in den Fäusten, — und wagten kaum zu atmen.

Der Mörder aber saß unversehrt im Schutze des Rathauses, vor dem jetzt eben dumpf die Gummiknüppel klatschten.

So war das mit dem Holzbildhauer **Werner Berhardt**, zwanzig Jahre alt, Jungvolkführer in Zeitz.

Weiß und spitz lag er in den Rissen. Um seine Augen liefen blaue Schatten wie Flügel. — Und immer wieder hoben sie ihn auf den Operationstisch, — immer wieder, — und nichts wollte helfen.

Die Mutter saß an seinem Bett. Sie streichelte ihm sacht über die Hand und lächelte, — lächelte, damit er nicht sehen sollte, wie alles in ihr weinte.

Jeden Tag brachten Kameraden Blumen, aber keiner durfte ihn sehen. Sie kamen auf Fußspitzen und gingen wieder.

Einmal stand doch ein Kamerad an seinem Lager. Da leuchteten seine blauen Augen auf. Er tastete über die Blumen und fragte nach seinem Jungs und ob auch alles weiter ginge, dem Sieg entgegen. — Dabei rüttelten ihn die Schmerzen. Der Kamerad sah es. Aber **Werner Berhardt** sagte schwach: „Mutter darf es nicht merken, sonst regt sie sich so auf.“

„Blutübertragung“ sagte der Arzt ernst. Die Mutter legte sich auf die Bahre. Die Schnitte brannten. Sie achtete es nicht. Sie lag ja neben ihrem Jungen. Warm rann ihr lebensstarkes Blut in den todesmatten Körper, — ihr Blut, das sie schon einmal ihrem Kind gegeben.

Und doch lag Werner Berhardt wieder, mit glänzenden Augen und trodenen Lippen, da. — Der Bruder gab sein Blut, der Onkel und die Kameraden. — Sie alle rangen um dies verlöschende junge Leben. Schmerzen durchrauten seinen matten Leib, ließen nicht nach. Er hatte die Zähne zusammengebissen all' die Nächte, all' die Tage, nun konnte er nicht mehr. — Er war so schwach, — so sterbensschwach.

„Mama, nicht weinen!“ sagte er ganz leise vor seiner letzten Operation. „Ich weiß, daß ich für Hitler sterben muß!“

Dann lag er still und weiß. — Das Herz hatte aufgehört zu kämpfen. Das Blut stockte in den Adern.

Sie falteten ihm die schmalen, langen Hände und legten einen Sommerstrauß auf seine Brust.

Den Mörder brachte die Polizei am selben Tag von Zeitz nach Naumburg. Als er das Gefängnis verließ, grüßten ihn seine Mordgenossen mit dem Ruf: „Freiheit!“

„Kamerad Friß ungebroschen . . .“ schrieb die SPD-Zeitung. — Ja, er war ungebroschen und unverfehrt, der Mörder — und Gummiknüppel klatschten nicht, wenn SPD. „Freiheit“ brüllte.

Kalt zog nebelfeuchte Winterluft durch die Kleider.

„So geht mal wieder die ganze Nacht mit Dienst 'rum! Verflucht, ist das schon kalt!“ Busbach zog die Schultern hoch.

„Muß schon gemacht werden“, antwortete SS-Scharführer Bleser bestimmt. „Wie sollte sonst mal Ordnung in den Gau-
stall kommen?“

Vermummte Gestalten gingen an ihnen vorbei. — Unecht glitzerte ein silberner Halbmond am Turban eines Maharadschah. Gedämpft, wie durch Watte, klang der aufreizende Rhythmus eines Jazz durch die nächtliche Stille.

J o s e f B l e s e r sah weg. „Wie die alle zum Fasching gehen können, solange es in Deutschland noch so aussieht. Die tun grad', als gäbe es keine Arbeitslosigkeit und keine hungernden Kinder.“

Sie gingen schnell. Die Straße war immer noch belebt.

B u z b a c h spudte aus.

In der Königsteinstraße rempelte ein Zivilist im Vorbeigehen B l e s e r an. Der drehte sich um und sah das Abzeichen der Eisernen Front. Ruhig sagte er: „Laß das sein und provoziere nicht.“

Etwas später trafen sie auf ein paar Bekannte. — Sie blieben stehen. Im selben Augenblick schlug jemand von hinten auf B l e s e r ein. Der Angegriffene drehte sich rasch um, sah Einen weglaufen — und da lief noch Einer mit der Reichsbannermütze.

„Verfluchte Bananen!“ B l e s e r rannte hinterher. Die Kameraden folgten. Die Kerle schossen und verschwanden um die Ecke. — Erst am Andreasplatz kam B l e s e r an die Angreifer näher heran. Da traf ihn auf zwanzig Meter Entfernung die Kugel, daß er lautlos zusammenbrach.

B u z b a c h war mit einem Satz bei ihm. — Kopfschuß! — Da war nicht mehr viel zu machen. Er sprang auf und rannte hinter den Mördern her, E d e l m a n n stürzte heran. Er stolperte fast über B l e s e r. „Bewußtlos!“ schrie er U f e r - k a m p zu, der an ihm vorbeilief.

Vorsichtig trug er den Kameraden dann unter die nächste Bogenlampe. Er legte ihn nieder. Blut rieselte über das Gesicht — und stand in kleiner Lache bald um B l e s e r s Kopf. Das Rinn hing schlaff herab, und weiß schimmerte es zwischen den halbgeschlossenen Lidern. Da wußte auch E d e l m a n n, daß hier niemand helfen konnte.

Er stand stumm vor seinem toten Kameraden. —

Ein paar Menschen kamen vorbei, blieben neugierig stehen. Ein Mädchen kreischte schrill auf, als es den Toten sah.

„Sei still, Paula, der ist man bloß besoffen.“ Ihr Begleiter zog sie schnell weg.

Scheu schlich sich ein maskiertes Pärchen vorbei. Silberne klingelten Glädchen an blinkendem Flitter.

Irgendwo pffiff jemand falsch das Lied von der „blonden Inge“.

Josef Bleser lag stumm, — sein Blut quoll schwarz.

Der Schein der Bogenlampe schwankte im Pendeln. Die Häuser standen teilnahmslos wie schlechte Kulissen. Hinter Läden und Gardinen schliefen Menschen, — schliefen einfach weiter. Waren nicht einmal wachgeworden, als einer hier starb.

Edelmann blickte auf den toten Kameraden.

Aber eine Frau hockte daheim, neben den schlafenden Kindern, — wartete wie jede Nacht auf ihren Mann — der nicht mehr wiederkehren sollte.

Die Nacht war kalt.

Sinnlos trommelte irgendwo Tanzmusik.

Der Marschschritt der Braunen Kolonnen dröhnte durch das nächtliche Berlin. Die Fadeln lohten noch. Grau wogte ihr Qualm über den marschierenden Männern, deren Augen heute leuchteten, wie nie zuvor auf einem Marsch.

Sie sangen ihr Lied und dachten dabei an den Führer, der schlicht, wie immer, auch heute wieder seine SA gegrüßt hatte, heute, wo er zum ersten Male an dem Fenster der Reichskanzlei stand. Und sie dachten an den greisen Feldmarschall, der nun im letzten Augenblick noch Deutschland gerettet hatte, indem er Adolf Hitler sein Vertrauen gab. Einsam hatte er am Fenster gestanden und zum ersten Male die Hitlerfahnen gegrüßt, — zum ersten Male den Marschtritt der SA gehört!

Und ihr Lied hallte. Die Menschen an den Straßenrändern winkten. Aber die Gedanken der Kämpfer kehrten nur immer wieder zu dem Führer zurück, der heute auch nach allem Erfolg noch der gleiche, schlichte Kamerad war, der er stets gewesen. Zu dem man auch heute noch mit seinen Sorgen gehen könnte, obwohl er doch nun an der Spitze der Regierung stand. Fadelchein hatte sich in seinen ernstesten Augen gespiegelt.

Hans Maikowski marschierte vor seinem Sturm 33. — Jahr um Jahr war er so marschiert. Am Wilhelmsplatz damals war er dabei gewesen, in Segel und in der Hebbelstraße, hatte



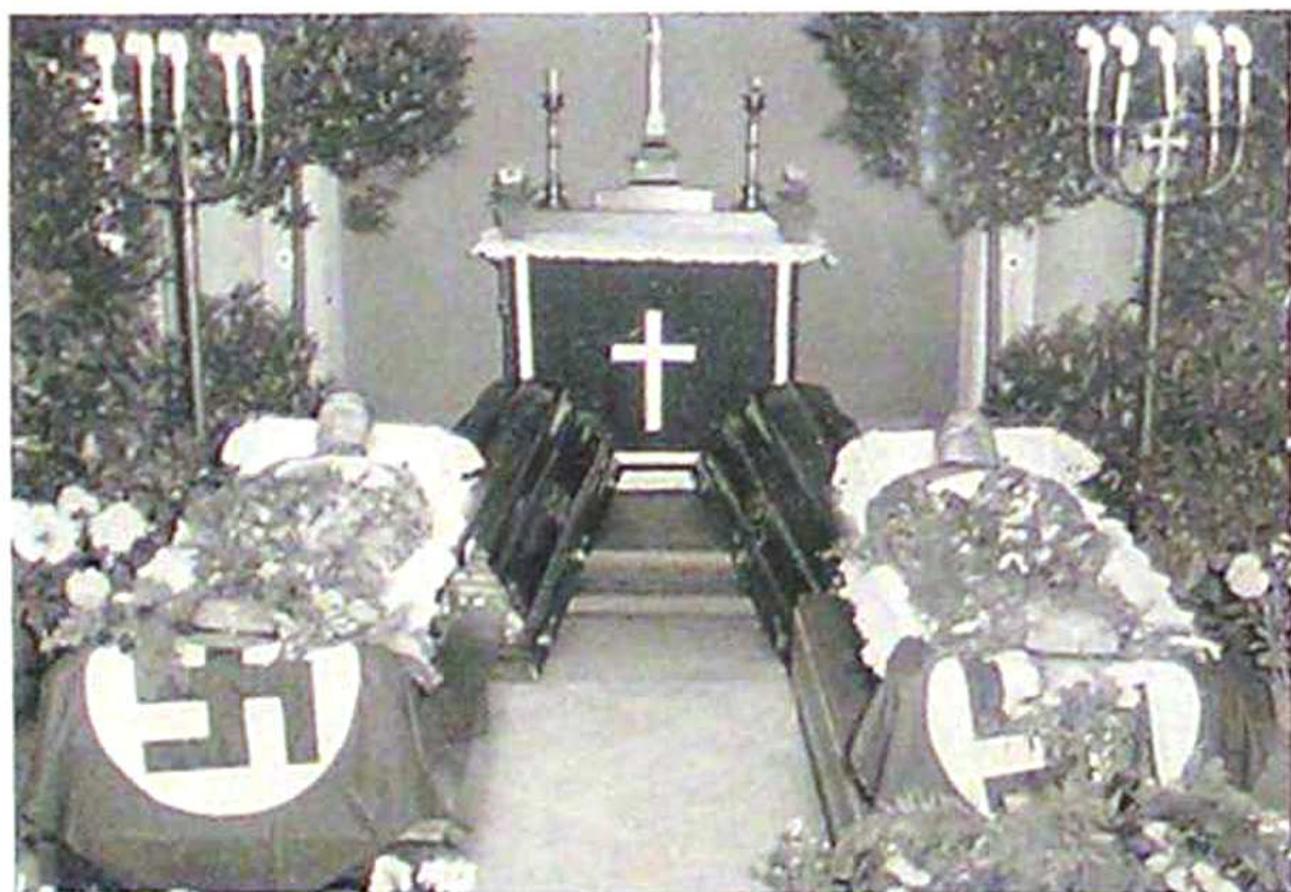
Sturm 33 marschiert zum letzten Gruß am Bilde seines gefallenen
Sturmführers Hans Mailowski vorüber



Leo Passraths Sarg an der Erschießungsstelle in Homberg (Niederrhein)



Hier wurde Franz Kopp ermordet



Robert Gleuel und Walter Apel

hinter Gitterstäben seine heiße Liebe für Deutschland gebüßt, aber nun war das alles vergessen! Nun war ja der Sieg da, nun marschierten sie heim von dem größten Erlebnis ihres Lebens! Jetzt könnte ich sterben! war ihm in den Sinn gekommen, als er den rechten Arm erhob, den Führer zu grüßen.

Ihr Marschlied klang. Die Menschen an den Straßenrändern wurden spärlich. Die Häuser grau und freudlos. Die Gassen schlafend, aber in lauerndem Schlaf. Der Marschtritt dröhnte. Nun bogen sie in die Wallstraße ein. Da war das alte KPD-Lokal „Zum gemütlichen Volkshaus“. Die werden jetzt in den dunkelsten Ecken lauern mit verbissenem Haß, während der Marschtritt vorüberdröhnt!

M a i k o w s k i blidte über die leere Straße. — Da sprangen Weiber aus der Kneipe „Zum Hirsch“, stürzten heran, keifend, schreiend, spudend. Keiner sah hin. Wie oft waren sie so durch die tobende Menge marschiert, den Blick nach vorn, die Hand am Gurt! Aber im selben Augenblick brach das Unwetter los. Überall wurden Fenster aufgerissen, Steine prasselten von den Dächern, Kerle quollen aus Haustüren, Schüsse peitschten.

Sturmführer M a i k o w s k i sprang zur Seite, sah von hinten schwarz die Menge sich herandrängen. Polizeiwachtmeister S a u r i s wurf sich der tobenden Mauer entgegen. Kugeln furrten. „Deckung!“ brüllte M a i k o w s k i und rannte an das Ende des Zuges. Der Polizeiwachtmeister riß die Pistole aus dem Futteral, aber schon traf ihn eine Kugel, daß er zusammenfiel. Sofort stürzte sich der Mob auf ihn, drehte ihm die Waffe aus der kraftlosen Faust, trat auf ihn ein, zertrampelte ihn, wie man einen Wurm zertritt. M a i k o w s k i stürzte sich ohne Zögern auf die Angreifer, um S a u r i s herauszuhauen. Er schwang den heruntergehaltenen Sturmriemen, da schlugen Kugeln in seinen Leib. Hundert Meter lief er, die Hände vor den Bauch gepreßt und brach dann zusammen. „Schnell ins Krankenhaus! Ich glaube, ich bin erledigt!“ Kameraden fingen ihn auf. Er starb auf dem Wege, während die roten Mörder das Überfallkommando mit neuem, verlustbringendem Feuer empfangen.

„Schweigen und handeln!“ war das Lösungswort, das H a n n e M a i k o nach der Ermordung seines Sturmkameraden

Gatfche ausgegeben hatte. So hatte er es immer gehalten. — Als die letzten Fadeln des Sieges verloschen, schrieb der Arzt vom Dienst den Totenschein: „Bauchschuß, Leber zerrissen, Lunge zerfetzt, 7,65 Parabellum.“

Ein alter Kämpfer war auf der Schwelle eines neuen Deutschland gefallen, — und war doch nicht der Letzte, der fiel.

Name steht so unter Namen. — Erstochen, — erschlagen, — zertreten, — verbrüht, — ersäuft, — überfahren.

Keine gewaltsame Todesart gibt es, die braune Kämpfer nicht erlitten hätten.

In Ohlau lauerte das Reichsbanner heimkehrender SA auf, — schlug in fünfzigfacher Übermacht nieder, wen es erreichen konnte, brach dem SA-Mann Marg mit eisernen Hämmern beide Unterarme und beide Handgelenke, daß er mit zweiundzwanzig Wunden bedeckt umsank. — Dreißig Mann schlugen mit benagelten Zaunlatten auf den kleinen Hitlerjungen Brille ein. Und ebenso wurde SA-Mann Korniecki erledigt, den sie dann als Bewußtlosen in die Ohle warfen.

In Altona prasselte Schnellfeuer in den SA-Zug, riß achtzehn Tote und sechzig Verwundete zu Boden. Salzsäureflaschen zerplatzten auf dem Pflaster, kochendes Wasser platschte herunter.

Tag für Tag floß Blut. — Nacht für Nacht.

Frau Dr. Markloff, die ihrem von Eisernen-Front-Leuten überfallenen Vater zu Hilfe kam, wurde zu Boden gehämmert, in den Leib, ins Gesicht getreten, und als sich noch Leben zeigte, schlugen die Bestien immer wieder den Kopf auf die Bürgersteigkante. Und einer rief dazu: „Sie ist immer noch nicht verredt, das Mensch!“

Und immer und immer wieder kam Polizei zu spät. — Immer und immer fanden sich milde Richter, die nach komplizierten Seelenzuständen forschten und nach Spuren irgendwelcher Vererbung, statt tolle Tiere unschädlich zu machen. —

Als die Kugeln immer noch in die Steinmauern der Schule von Harburg schlugen, in der es längst kein Wasser mehr gab und kaum noch Patronen, in der sich die Toten und Verwundeten in den Gängen häuften, wurde Hauptmann Berthold von der Mannschaft der Vorschlag gemacht, einen letzten Ausfall zu versuchen. Der war nur möglich, wenn ein paar Mann ihn deckten. Ohne Zögern wollte der Hauptmann selbst mit seinen Offizieren diesen Ausfall decken. Aber die Leute wollten nicht ohne ihren Hauptmann gerettet werden. Berthold hatte darauf nur die eine Antwort: „Dann unterbleibt eben der Ausfall!“

Die Zeiger seiner Armbanduhr hatten den Lauf einer Stunde noch nicht beendet, als Hauptmann Bertholds Leib zerfetzt im Rinnstein lag.

„Freier Abzug ohne Waffen ist zugesichert!“ — Aber die Roten schossen in das waffenlose Häuflein und zerrissen dann den schwerkriegsbeschädigten Hauptmann buchstäblich bei lebendigem Leibe.

Er starb für seine Mannschaft, — er starb, weil er nicht einen seiner Leute im Stiche lassen wollte und — weil er noch nicht an die bestialische Gewissenlosigkeit des roten Gegners glaubte. — Er maß den Feind mit seinem eigenen Maß.

Hauptmann Berthold hatte den Zusammenbruch erlebt, er war auf München marschiert, auf Mitau und auf Riga. Aber er hatte den Glauben an den deutschen Menschen noch nicht verloren. — Deshalb ja gerade marschierte er, und das war auch sein Tod. —

Und Albert Leo Schlageter mußte sterben, weil er an Kameraden glaubte, weil auch er vertraute ohne Argwohn. Er hatte sich geopfert, weil er an die Ehrlichkeit des deutschen Widerstandswillens glaubte, der aber dann in dem Augenblick zusammenbrach, als die Streifgelder nicht mehr in die Gewerkschaftskassen flossen. —

Und Horst Wessel konnte leicht erledigt werden, weil er noch hoffte und den Menschen noch im vertierten Gegner suchte. — Er hatte immer mit den Worten abgewehrt: „Verhehung!“ So starb auch er, — so, wie die sechzehn Toten des Münchener

neunten November Opfer wurden ihres Glaubens an die deutschen Menschen. Auch sie wurden verraten, starben durch deutsche Kugeln, — die aus deutschen Gewehren kamen. —

Und Leutnant zur See Kern, der sein Überzeugungsurteil an dem Verständigungsästheten Walter Rathenau vollstreckt hatte, fiel durch die Kugel des Polizeibeamten, der ihn vorher beschworen hatte, nicht zu schießen, um seiner Familie willen. Kern schonte ihn — und doch traf ihn die Kugel dieses gleichen Feiglings in den Schädel zwischen Schläfe und Ohr. —

Und Ludwig Knidmann fand den Tod durch deutschen Verrat.

Und Sadowky, Dreyer, Schulze und Ringenberg wurden von den Franzosen zum Tode verurteilt, weil Deutsche sie verraten hatten. —

Schill fiel so — und seine Offiziere brachte deutscher Verrat vor das französische Peleton.

Die Berräterei blühte 1806 in Berlin so sehr, daß man beim Durchblättern alter Aufzeichnungen manchmal meinen könnte, sie würden aus den vierzehn Nachkriegsjahren stammen.

Nicht einer von den zweihundertsiebenunddreißig Toten unserer Liste fiel im offenen Kampf. — Dem einen wurde das Messer im Dunklen eingeschoben, dem anderen stürzte der Stahl blitzschnell in die Brust, wieder einen traf die Kugel aus dem Hinterhalt. Dem SA-Mann Schla lauerten sie zu Dritt im dunklen Graben der Straße auf. Der SA-Mann Garthe fiel, verfolgt von sechzigfacher Übermacht — und auf einen anderen SA-Mann stürzte sich die Menschenmenge, hieb ihn nieder, warf ihn ins Wasser und tauchte ihn so lange unter, bis er ertrank. SA-Mann Ufer wurde durch Steinwurf zu Boden geschmettert und dann mit Messern und Knüppeln zerfetzt. Die Toten von Altona: SA-Mann Koch, Büttich und Behrke und die Parteigenossin Frau Winkler hatten Wunden, die zeigten, daß die Angreifer ihre Geschosse so präpariert hatten, daß fast alle Treffer tödlich sein mußten. Hobbelberger zertraten sie. Fast jeder dieser Toten fiel, hingemordet durch vielfache Übermacht. — Sie alle wurden Opfer deutschsprechender Kreaturen.

Man soll nicht klagen, denn noch nie hat Klage Totes wieder lebendig gemacht.

Man soll nicht rächen, denn Rache drückt den Rächer herab.

Aber uns Lebenden bleibt immer die Pflicht, aus Geschehenem zu lernen.

Es waren unsere Kameraden, die verraten und die hingerichtet wurden. — Sie alle starben für Deutschland, und es wird vielleicht noch mancher aus unseren Reihen hin müssen, — ehe Deutschland frei ist.

Wir müssen lernen zu begreifen, daß nicht jeder „Deutscher“ ist, dessen Wiege zufällig in Deutschland stand — und dessen Sprache deutsch ist. — Wir müssen lernen, abzuwägen — und nicht blind vertrauen, denn der Kampf geht weiter. — Wir müssen Sorge tragen, daß Verrat nicht weiter Opfer fordert. Mord nicht weiter Kameraden feige trifft.

Und darum sind die Worte Schlageters: „Sie sollen nicht richten über die Verräter, sondern sie lehren deutsche Männer zu werden!“ nicht die unseren. Wir können wohl verhehnte, politisch irreführte Menschen zu uns ziehen, nie aber Verbrecher. Denn wer den Kameraden verrät, ist Verbrecher.

Schlageter hatte mit dem Leben abgeschlossen, als er diese Worte wenige Tage vor seinem Tode zu Heinersdorf sprach. Er hatte sich zu einer Klarheit durchgerungen, die nicht in dieses Leben mehr gehörte, — er stand schon über allem Kampf.

Wir aber stehen noch mitten im Leben, mitten im Kampf. Wir müssen unser Volk und unser Land noch schützen — und darum müssen wir daran festhalten, daß man nie aus Verbrechern Deutsche Männer machen kann.

Und wer seine Hand einem unwürdigen Gegner reicht, sollte wissen, daß er nicht allein sich gefährdet, sondern auch seine Kameraden.

Gewiß, wir haben auch heute noch Hunderttausende von seelisch verschütteten Deutschen. Wir standen viele Nächte im Qualm und Dunst der Versammlungen, um Einen nach dem Anderen von diesen verhehten Volksgenossen aus dem Schutt der Verbitterung und Hoffnungslosigkeit herauszuholen. Aber

je länger wir rangen — und je mehr wir Kameraden verloren, desto mehr mußten wir erkennen, daß unter dieser Masse Mensch, die uns mit haßerfüllten Blicken maß, ein bestimmter Hundertsatz ist, der nicht allein uns Gegner bleibt, sondern Verbrecher, Lump, der für ein paar Mark und eine Molle zu allem fähig ist.

Ali Höbler und die jüdischen Hintermänner, die ihm feig den Auftrag gaben, Horst Wessel zu ermorden, waren solche Verbrecher. Und ebenso die Witwe Salm, die ihn verriet. Horst Wessel hatte bei ihr gemietet, weil er glaubte, daß auch hier nur ein Panzer der Verhehung durchbrochen werden mußte. In diesem Weib aber war nur feiges Verbrechertum.

Und die Verräter Albert Leo Schlageters waren solche Verbrecher, genau wie dieser Regierungsrat Roemer, der achselzuckend Schlageter den Kugeln überließ — und Severing, der Roemer den Rücken steifte.

Und jeder Einzelne, der bestialisch einschlug auf einen unserer wehrlosen Kameraden, jeder Einzelne, der ihnen seine Nagelstiefel in den Leib trat, oder im Vollgefühl seiner uniformierten Macht, den Gummiknüppel auf Wehrlose niederfausen ließ, ist Verbrecher.

Und den Verbrecher muß das Gesetz ereilen, den Heher wie den Verheßten, denn diese unmenschlichen Menschen stehen außerhalb unserer Volksgemeinschaft. Sie sind nicht mehr zu erziehen — und nicht zu befehlen. Sie müssen ausgemerzt, — unschädlich gemacht werden. —

Alles was wir tun, muß der Nation dienen.

Innerhalb der deutschen Grenzen wohnt auch heute noch nicht ein einiges Volk. Wohl klingt das Lied „Bald wehen Hitlerfahnen über allen Straßen!“ Horst Wessel aber hatte ursprünglich nicht „Straßen“ geschrieben, sondern „Barrikaden“. Er änderte um, damit sein Lied nicht verboten werden sollte. Horst Wessel war Kämpfer und Revolutionär — und wir, die wir ein neues Deutschland bauen wollen, müssen Kämpfer bleiben.

Wer aber Kämpfer ist, darf nicht an den Klippen „objektiver Gerechtigkeit“ scheitern. Einzig und allein das muß ihm maßgebend sein, was der Nation nützt.

Das sollten sich alle die vergegenwärtigen, die heute uns Nationalsozialisten zu radikal finden.

Die Mörder, die dem Pg. Müller mit der Steingabel den Schädel spalteten, erhielten Gefängnisstrafen von fünf Monaten bis zu ein dreiviertel Jahren, wobei noch sechs Monate Untersuchungshaft angerechnet wurden. — Der Mörder, der den SA-Mann Grassmähler erschoss und seinen SA-Kameraden Rehbain durch Kopfschuss schwer verwundete, erhielt einhalb Jahr Gefängnis. Von den Mördern Horst Wessels erhielt einer sechs Jahre und einen Monat Zuchthaus, ein anderer fünf Jahre und einen Monat Zuchthaus, die anderen nur Gefängnis. Viele Mordtaten an Nationalsozialisten blieben aber ungesühnt. Die Polizei war nicht sehr schnell und findig, wenn es sich um die Aufklärung von Mordtaten an Nationalsozialisten handelte. Vierundzwanzig Stunden nachdem Pg. Brand und seine Tochter, Frau Dr. Markloff, niedergeschlagen waren, hatte die Ortspolizeibehörde, obwohl sie sofort benachrichtigt worden war, noch keine Tatbestandsaufnahme vorgenommen. Die Mörder des SA-Mannes Gohlärühmten sich der gemeinsamen Tat — und befanden sich trotzdem sechs Tage später noch auf freien Fuß. — Als der SA-Mann Handwerk niedergeschossen worden war, untersuchte die Polizei den Schwerverwundeten nach Waffen, während die Täter höhrend zusahen, ohne verhaftet zu werden. Rein Schupo half dem am Boden liegenden bewußtlosen Hans Handwerk. Das Blut verströmte. Da raffte sich der selbst schwerverwundete Bruder des Sterbenden auf — und half dem anderen Bruder, ihn mit auf den Wagen heben. Aber die tatenlos herumstehende Schupo rührte keinen Finger, — nur einer half mürrisch, als er dazu besonders aufgefordert wurde. Hans Handwerk verblutete, weil die Polizei den schnellen Abtransport verzögert hatte. Die danebenstehenden Täter wurden dem Polizeileutnant gezeigt, aber sie blieben „unbekannt und unfindbar“, bis Adolf Hitler Kanzler wurde.

In Ohlau traf die Breslauer Polizei erst dann ein, als das Blut der braunen Kämpfer schon geflossen war. — Unzählige Male war das so gewesen. Eile war ja auch unnötig, da die Täter doch gering bestraft wurden!

Einmal aber arbeitete die Polizei schlagartig — und die Richter fragten nicht nach seelischen Verlagerungen bedauernswerter Täter, oder nach wissenschaftlich interessanter Gruppierung von Gehirnwindungen, — das war, als die sieben SA-Männer den Kommunisten und polnischen Insurgenten Pietryuch verhauen hatten, der darauf an einer Verletzung starb, die sich nicht als von den SA-Männern beigebracht nachweisen ließ. Die SA-Männer Gräupner, Müller, Kottisch und Wolniza sowie der nationalsozialistische Bürgermeister von Potempa, der Gastwirt Lachmann, wurden zum Tode verurteilt.

Konrad Pietryuch war in der ganzen Gegend als versoffener, brutaler Raufbold bekannt, der auch den Bruder und selbst die eigene Mutter zusammengeschlagen, der unzählige Male mit Mord gedroht und Mord versucht hatte. Es war nachgewiesen, daß er als polnischer Insurgent in vielen Fällen Plünderungen und Mißhandlungen ausgeführt hatte, ja, daß er u. a. sieben Deutsche ermordet hatte, die sich vorher selbst im Wald ein Grab hatten graben müssen. Als die Leichen ausgegraben wurden, stellte sich heraus, daß sämtlichen die Augen mit dem Seitengewehr ausgestochen, die Ohren abgeschlagen, Arm- und Beingelenke gebrochen oder weggeschlagen waren. Bei verschiedenen Ermordeten war die Brust völlig aufgerissen . . . — Trotzdem fanden sich deutsche Richter, die fünf deutsche Freiheitskämpfer zum Tode verurteilten, die diese menschliche Bestie lediglich in Notwehr gezüchtigt hatten.

Deutschland wimmelte zur Zeit dieses Beuthener Schreckensurteils von „gerechten Christen“, die dieses — dazu auch rein juristisch unhaltbare — Urteil lebhaft begrüßten. Sie waren glatt dazu bereit, das Leben von SA-Männern zu opfern. Gräupner, Vater von fünf Kindern, hatte schon im Ruhrabwehrlampf von den Franzosen acht Jahre Zwangsarbeit erhalten, von denen er drei Jahre auf der Teufelsinsel Cayenne

durchlitten hatte. Er hatte auch im Oberschlesischen Selbstschutz mitgekämpft. Lachmann war vierundeinhalb Jahr an der Front gewesen — und alle fünf Verurteilten waren seit Jahren von Kommunisten, Reichsbannerleuten und Polen geheßt, verfolgt und angefallen worden, ohne daß der Staat sie irgendwie geschützt hätte. Die deutschen Bürger kümmerte das nicht. Sie fragten keinen Augenblick danach, ob noch zur gleichen Zeit die Mörder von Norfus, Preiser, Curtz, Rüttemeyer, Schulz, Hofmann, Thielich und Böve frei herumliefen. Sie triefen vor Gerechtigkeit und positivem Christentum, ja auch vor nationalem Bewußtsein und zeterten sofort einig über einen „Mord“, der keiner war.

Es geht hier nicht um Haß und auch nicht um Sühne, denn eine Bluttat läßt sich überhaupt nicht sühnen.

Wir Menschen dürfen nie und nimmer uns vermessen, als Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit aufzutreten. Wir müssen lediglich das Volk vor jedem Schädling der Nation schützen. — Nur das darf der Sinn jeder Strafe sein. — Der Liberalismus hat sich stets mehr Mühe gegeben, die feinsten Seelenregungen eines Mörders zu erkunden, als die körperlichen und seelischen Qualen seiner Opfer. Monatelang konnte man sich nicht entschließen, den Massenmörder Kürten hinzurichten. Von allen Seiten wurden für dieses Vieh Begnadigungsversuche unternommen. Er bekam sogar Blumen in die Zelle geschickt, und so mancher Mörder ist zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden, wurde somit erfahrungsgemäß nur für fünfzehn Jahre hinter Zuchthausmauern konserviert.

Das ist kein wirklicher Schutz der Nation, denn die Gefahr für das Volk ist die gleiche, ob der Mörder in jeder Hinsicht gesund ist oder etwa in unheilbarer Paralyse handelt. Mag mit dem Letzteren Mitleid haben, wer will, die Männer, die für das Wohl des Volkes verantwortlich sind, dürfen es nicht haben. Ganz gewiß wäre die Totenliste dieses Buches kleiner, wenn jeder Mörder eines SA-Mannes hingerichtet worden wäre. Im BBG-Prozeß hat der Angeklagte Fris Wienede die Notiz geschrieben: „Wenn das Urteil gesprochen wird, dann lachen wir uns an!“ Hier, wie in un-

jählichen anderen Prozessen, rechneten die Täter von vornherein mit geringen Strafen.

Man muß die Totenliste dieses Buches Wort für Wort durchlesen, und gerade der sollte es tun, der um das neue Deutschland nicht gekämpft hat. Und er sollte sich vergegenwärtigen, daß diese zweihundertsiebenunddreißig Toten Mütter, Väter, Frauen, Kinder, Bräute und Freunde hinterließen. Daß sie in Qualen sich winden mußten, ehe schwerer Tod ihren Atem löschte. Und wer dies alles liest, der soll die unerhörte Roheit nicht vergessen, mit der jede einzelne dieser Mordtaten begangen worden ist, und nicht die zynische Frechheit, mit der sie dann zugegeben wurde. Er muß dann unsere Forderung verstehen, daß die Nation unbedingt vor solchen Wiederholungen geschützt werden muß, unbeachtet aller Formaljuristerei. —

Schutz der Nation ist es aber nicht, wenn nur der Ausführende einer Tat schwer zur Rechenschaft gezogen wird, denn der Hintermann ist meist ebenso gefährlich, der eine Tat veranlaßt oder zu ihr ermutigt. Er ist sogar noch minderwertiger, denn er ist noch feiger. Man muß sich darüber klar sein, daß auch der ermutigt, der nicht mit ganzer Kraft dafür eintritt, daß den Täter die Strafe in jeder erdenklichen Schwere trifft.

Und damit haben wir auch die Pflicht, alle Hintermänner der maßlosen Hehe gegen den braunen Kämpfer dieser verflochtenen zehn Jahre im Auge zu behalten. Wir führen keinen Haß, denn wir wollen nur Deutschland! Aber gerade deshalb darf kein Erleben dieser letzten vierzehn Jahre ins Vergessen zurückgeschoben werden. Baustein soll es sein! Und deshalb muß an dieser Stelle, angeichts der langen Reihe der Namen unserer Toten, auch daran erinnert werden, wie manchem von ihnen der katholische Geistliche den letzten Beistand verweigert hat! Denn diese Weigerung, die nicht einmal den Mörder vor dem Beil traf, konnte einzig und allein bezwecken, den braunen Kämpfer tiefer zu stellen, als jeden Lustmörder und damit noch mehr vogelfrei zu machen.

Gemeiner Meuchelmord riß unsere Kameraden nieder, weil

sie für Reinheit kämpften und damit für Gott! Und wie sie so lagen, zerrissen von Schmerzen, und fühlten, daß die Stunde da sei, die dem Menschen die schwerste ist, da riefen sie nach dem letzten, göttlichen Trost! Sie fühlten, wie unentrinnbar ihre Kraft entfloß. Angst würgte sie, daß ihre Seele verdursten müßte! — Die Männer aber, die „Stellvertreter Gottes auf Erden“ genannt werden, wußten um ihre Qual und gaben keinen Trost. Aus der Sicherheit des schwarzen Todes heraus haben diese Männer damit Urteile gefällt, die mehr treffen sollten als nur den Körper. Nicht jeder katholische Priester war so, aber der dies tat, hat sich für ewig von uns geschieden. An ihren Taten sollt ihr sie erkennen.

Und auch die müssen wir im Auge behalten, die das alles diese vierzehn Jahre der Korruption hindurch über sich ergehen ließen, ohne sich zu wehren.

Erst sahen sie uns jahrelang nicht, denn sie fühlten sich im Staate von Weimar so lange wohl, wie das Geschäft nicht stochte. Dann haßten sie uns, weil wir „die Ruhe störten“ und damit ihr Geschäft. Und dann begannen sie uns zu fürchten, weil ihnen diese Hingabe unsäglich war, mit der wir kämpften und weil zuweilen wie ein Alpdruck die Ahnung auf ihnen lag, daß wir ihnen ihre Trägheit eines Tages nehmen könnten. Jahr um Jahr hatten sie dem Reichsbanner ihr Scherflein gegeben und das Parteibuch der SPD. in der Schublade gehabt, wenn es kleine Leute waren, — das der Demokraten oder Deutschen Volkspartei, wenn es Kaufleute oder „vernünftige Akademiker“ waren, — das Zentrumsparteibuch war bei den „guten“ Christen zu finden, — und das der Deutschnationalen bei den ganz „feinen Leuten“. — Und wenn dann die KPD. die Arbeiter-Illustrierte an der Haustür feilbot, kauften sie natürlich auch, um des „lieben Friedens willen“. Nun aber nahmen die Nazis so verdächtig zu, da empfahl es sich immerhin, auch denen ein paar Pfennige in die Sammelbüchsen zu stecken. Das ging auf Konto „Geschäftskosten, Abteilung Versicherungen“. — Und als diese braunen Ruhestörer immer mehr Erfolge hatten, empfahl es sich, ein Halenkreuz anzustechen. Natürlich auf der Weste, damit es nach Bedarf schnell zu verdeden war. — Und

nun heben sie längst die Hand, sprechen nur noch von „unserem Sieg“ und drängen sich betriebsam vor.

Wenn nur Hunderte so wären, könnte man sie übersehen, wenn nur Tausende so wären, genügte es, sie zu verachten. Aber weil es viele Hunderttausende sind, deshalb muß man wachen.

Sieg war immer gefährlicher als Kampf, denn er verwischt leicht Fronten, täuscht voreilig Frieden vor, wo noch gekämpft werden sollte!

Zweihundertundsiebenunddreißig gefallene und viele andere Tote liegen auf der Strede, Vierundzwanzigtausend haben geblutet, — Hunderte bleiben Krüppel ihr Leben lang, — und Hunderttausende haben seelisch schwer geblutet.

Das alles wollen und dürfen wir nicht vergessen!

Denn es soll diesmal nicht wieder umsonst gewesen sein. Darum heißt es, den Helm noch fester zu binden.

Augen auf! Auch wenn kaum ein Schuß mehr blizt, kaum noch Widerspruch laut wird!

Im Großen Kriege wurden wir von außen beschossen, aber von innen erledigt: Das dürfen wir nie vergessen!

Heut' wehen Hitlerfahnen über allen Straßen! Das ist unser Sieg — und darin liegt auch die Gefahr. Denn wir wußten früher, daß die Leute, vor deren Fenstern die rote Fahne mit dem Hakenkreuz wehte, bereit waren, sich zu opfern. — Wenn aber heute Hitlerfahnen über allen Straßen wehen, dann wehen sie auch aus den Fenstern der Leute, die jahrelang unseren Kampf mit angesehen hatten, ohne einen Finger für uns zu rühren, — die damals in der Kneipe ihren Skat kloppten, während wir verfolgt von KPD, Reichsbanner und Polizisten, Plakate klebten oder Versammlungen hielten.

Wer nicht für uns ist, der ist wider uns, dachten wir damals. — Heute aber sollten wir sagen: Auch wer für uns ist, kann wider uns sein. Und gerade weil er für uns ist, deshalb kann er der gefährlichere Feind sein, denn er ist weniger leicht als Feind kenntlich und damit weniger leicht angreifbar.

Wenn wir marschieren, lassen wir zwischen uns die Stelle frei, an der einmal ein Kamerad ging, den Kugel oder Messer traf. Wir lassen sie frei, weil er im Geist immer mit uns geht, ewig in uns weiterlebt. Und er soll immer weiterleben.

Es ist ganz einerlei, wer es von diesen Zweihundertfieben- unddreißig war, ob er Schlageter oder Wessel oder Maikowski hieß, einer von ihnen gleicht dem Andern. Jeder von ihnen war zu jeder Stunde bereit, für die deutsche Sache zu sterben, jeder Einzelne von ihnen aber lebte auch in jeder Sekunde für die deutsche Sache. Und leben ist oft nicht leichter als sterben!

Sie waren alle schlicht wie der Führer, denn sie wußten aus dem Kriege, daß die Träger phantastischer Uniformen hinter den Trägern des schlichten Rodes „kämpften“. — Sie wußten, daß Führertum nicht mit äußeren, sondern einzig und allein mit inneren Zeichen etwas zu tun hat. Und deshalb war für sie auch nie der Kampf zu Ende, wenn eine ängstliche Regierung ihnen einmal wieder die braunen Hemden auszog. Ihre Uniform, — das ihnen Gemeinsame, — war etwas Inneres und prägte sich so in ihren Gesichtern aus und in ihrer Haltung. Es konnte nicht verboten werden.

Das Wissen um dieses Kennzeichen ist unsere schärfste Abwehrwaffe. Im Zweifelsfalle brauchen wir nur zu fragen: „Könnte so Schlageter handeln oder Horst Wessel, — oder einer unserer anderen Toten?“ Und diese gleiche Frage kann uns selbst auch helfen, wenn wir irgendwann einmal in Zweifel sind, denn wir bewahren ja nicht allein das Andenken unserer Kameraden, weil sie neben uns starben, sondern weil sie neben uns gelebt haben, schlicht und selbstverständlich.

Wer anders ist, wie diese Toten, — wer sich großtut, — der ist nicht Geist von ihrem Geist, — ist nicht Kämpfer, wie sie es waren. Er ist es nicht, und wenn er tausendmal ihre Namen im Munde führt!

Sie alle starben im Kampfe. Sie starben für uns, die der Tod nicht aus der Reihe holte, und für die Millionen, die nicht in unseren Reihen kämpfend gestanden haben. Es ist richtig, wenn

wir ihnen danken, aber der Dank soll ihrer würdig sein, — würdig: also ihrem Wesen gemäß.

Sie sind nicht für diesen Dank gefallen, — sondern für Deutschland. Deshalb kann ihnen nur das Dank sein, was Deutschland in ihrem Sinne weiterhilft. Sie haben unter Einsatz ihrer ganzen Person gekämpft. Ihre Körper trieb der Geist, darum kann ihnen Dank nur das sein, was uns alle und die, die nach uns kommen, ihrem Geiste nahebringt.

Versunkene Epochen schufen großartige Denkmäler, bei deren Einweihung Fahnen flatterten über spiegelnden Zylindern und glitzernden Orden. Aber schon wenige Tage später hasteten die Menschen achtlos vorüber. Sie hätten nur dann noch an den Mann da oben gedacht, wenn er plötzlich über Nacht verschwunden wäre. Und nur ab und zu blieben noch Fremde stehen. Die sahen ohne Anteilnahme den riesigen Mann, denn er war kein Mensch, wie jeder von ihnen, — er war ein „Held“, — war viel mehr als sie, fast etwas Unerreichbares. — Und wer von uns kann sich heute vorstellen, daß Schlägter an dieser Stelle starb, die eine Sandkuhle war, wenn er im weiten Rund der Klinkersteine vor dem hohen Kreuz auf der Holzheimer Heide steht?

Nein, — wir können unseren toten Kameraden nicht durch ragende Bauten danken. Wir rüden sie auch von uns weg, wenn wir ihrer als „Helden“ in schwülstigen Reden gedenken und es dulden, daß sich geschäftige Literaten ihrer als dankbarer Roman- oder Theaterfiguren bedienen, um mit Hilfe von ihnen in den Mund gelegten pathetischen Worte Kassenerfolge zu erzielen. Es ist auch kein Dank, wenn Leute, die weit vom Schuß waren, überschwengliches Lob spenden.

Dank kann unseren Toten nur sein, wenn wir ihren Kampf weiterkämpfen und neue Kämpfer erziehen, die ebenso schlicht im Glied stehen und ebenso selbstverständlich bereit sind, sich hinzugeben. Denn unsere Toten waren schlicht, und was sie taten, war selbstverständlich.

Und weil es nur einfach selbstverständlich ist, deshalb siegen wir!

Authentische Gefallenenliste

der
Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Zur Verfügung gestellt von der Reichsleitung der NSDAP.

1923:

1. Winter, Karl, Doktor, † 26. 2., Döllenstein (Baden).
2. Sauer, Daniel, † 1. 5., Eidershausen.
3. Schlageter, Albert Leo, Student, † 26. 5., Düsseldorf, von Franzosen erschossen.
4. Ruidmann, Ludwig, † 21. 6., Buer i. B., von Belgiern erschossen.
5. Dreger, Billy, St. Martin de Ré, von Franzosen erschossen.
6. Aufsahrt, Felix, Kaufmann, † 2. 11., München, von Polizei erschossen.
7. Bauriedl, Theodor, Gutmacher, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
8. Casella, Theodor, Leutnant a. D., † 9. 11., München, von Reichswehr erschossen.
9. Ehrlich, Wilhelm, Bankbeamter, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
10. Faust, Martin, Bankbeamter, † 9. 11., München, von Reichswehr erschossen.
11. Fehrenberger, Anton, Schlosser, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
12. Körner, Oscar, Kaufmann, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
13. Ruhn, Karl, Oberkellner, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
14. Pasorce, Karl, stud. Ing., † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
15. Neubauer, Kurt, Diener, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
16. v. Pape, Klaus, Kaufmann, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
17. v. d. Pfordten, Theodor, Landgerichtsrat, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
18. Widmer, Johann, Rittmeister a. D., † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
19. v. Scheubner-Richter, Max Erwin, Dr.-Ing., † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
20. v. Stransky, Lorenz Ritter, Ingenieur, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
21. Wolf, Wilhelm, Kaufmann, † 9. 11., München, von Polizei erschossen.
22. Edart, Dietrich, Schriftsteller, † 26. 12., Berchtesgaden, nach Haft gestorben.

1924:

23. Ed, Rudolf, † 5. 3., Langewiesen (Thür.).
24. v. Henke, Rudolf, † 1. 7., Hindenburg (O.-S.), von Kommunisten erschossen.
25. Jutz, Friedr. W., landw. Auss., † 20. 9., Roggenstorf b. Grevesmühlen (Mecklenburg).
26. Brad, Artur, † 5. 12., Waldschiebach b. Birmasens.

1925:

27. Kröber, Fritz, † 26. 4., Durlach (Baden).
28. Mann, Karl, früh. Gendarm, † 27. 6., Rosenheim (Ob.-Bayern), von Nazis erstochen.
29. Döke, Werner, † 9. 8., Berlin.

1926:

30. Kenz, Karl, † 21. 2., Altlandsberg b. Berlin, von Reichsbanner erschlagen.
31. Kortyka, Franz, † 8. 6., Niechowiß (Schl.).
32. Andersen, Harry, † 26. 9., Berlin.
33. Müller, Emil, Arbeiter, SA-Mann, † 27. 9., Germersheim, von dem Franzosen Rouziers erschossen.

1927:

34. Senft, Otto, Friseur, SA-Mann, † 13. 2., Dortmund, von Kommunisten und Sozialdemokraten erschossen.
35. Wilhelm, Wilhelm, † 6. 3., Rastätten.
36. Ludwig, Karl, Kellner, SA-Mann, † 10. 4., Wiesbaden, von Kommunisten erschlagen.
37. Firschmann, Georg, Schuhmacher, SA-Mann, † 26. 5., München, von Gegnern erschlagen.
38. Eichhorn, Eugen, † 11. 9., Plauen.

1928:

39. Gerwert, Bernh., † 10. 4., Daltorn i. B.
40. Thomae, Gottfr., Ingenieur, † 28. 4., Essen.
41. Wölfel, Heinrich, † 2. 5., Rürnberg.
42. Rottmann, Heinrich, Schriftföher, SA-Mann, † 12. 5., Darmstadt, von Kommunisten erstochen.
43. Rüttemeyer, Hans Gg., Kaufmann, † 17. 11., Berlin, von Nazis erschlagen.

1929:

44. Limbach, Heinrich, Schlosser, † 8. 2., Leipzig, starb an den Folgen des Überfalls der Kommunisten am 23. 9. 1923.
45. Schmidt, Hermann, Landarbeiter, † 7. 3., St. Annen (Holstein), von Kommunisten erstochen.
46. Streibel, Otto, Tischler, SA-Mann, † 7. 3., Rößt b. Albersdorf, von Kommunisten erstochen.
47. Grünwald, Katharina, † 3. 8., Lampertshelm, erschossen auf Parteitag Rürnberg.
48. Jöbst, Erich, † 3. 8., Lorch b. Bensheim, erschossen auf Parteitag Rürnberg.
49. Nummer, Karl Schlosser, SA-Mann, † 20. 10., Schwarzenbach a. B., erschlagen.
50. Bauschen, Heinrich, Eisenbahnarbeiter, SA-Mann, † 21. 10., Duisburg, von Kommunisten erstochen.
51. Meyer, Friedrich, Arbeiter, SA-Mann, † 9. 12., Kyritz (Dötpriegn.), von Reichsbanner erschlagen.
52. Fischer, Walter, † 13. 12., Berlin, von Kommunisten erschossen.

1930:

53. Bessel, Horst Ludw., Berkstudent, SA-Sturmf., † 23. 2., Berlin, von Kommunisten erschossen.
54. Behnke, Edmund, † 16. 3., Berlin, von Reichsbanner erschlagen.

55. Günther, Kurt, Tischler, SA-Mann, † 16. 3., Eintriedel b. Chemnitz, von Kommunisten erstochen.
56. Engel, Franz, Arbeiter, SA-Mann, † 12. 5., Stargard, von Kommunisten erschossen.
57. Messerschmidt, Heinz., Handlungsgehilfe, † 27. 7., Kassel, von Nazis erstochen.
58. Schwarz, Adalbert, Schlosser, SA-Mann, † 3. 8., Wien, von Nazis erstochen.
59. Wolf, Günther, Baugew.-Schüler, SA-Mann, † 3. 8., Preußen (O.-S.), von Gegnern erschlagen.
60. Paas, Karl, Metallformer, SA-Mann, † 8. 8., Solingen, gewaltsamer Sturz vom Lastwagen, Schädelbruch.
61. Riebling, Hans, Fabrikarbeiter, † 13. 9., Schwarzenbach a. B., von Reichsbanner erstochen.
62. Dredmann, Heinz., Bankbote, SA-Truppführer, † 7. 9., Hamburg, von Nazis erstochen.
63. Cetting, Heinz, Student, † 10. 9., Gladbeck, näheres unbekannt, kein Bg.
64. Taube, Karl, † 12. 10., Rosenberg (Schles.), näheres unbekannt, kein Bg.
65. Hilmerich, Josef, Schlosser, SA-Mann, † 21. 11., Düsseldorf, von Kommunisten erschossen.
66. Sanders, Theodor, Handlungsgehilfe, SA-Mann, † 4. 12., Hagen i. B., von Kommunisten erstochen.
67. Hüh, Adolf, Elektro-Ingenieur, SA-Mann, † 7. 12., Dortmund, von Kommunisten erschossen.
68. Clemens, Klaus, Angestellter, SA-Mann, † 17. 12., Ramersdorf b. Bonn, von Kommunisten erschossen.
69. Hollmann, Julius, Bauarbeiter, SA-Mann, † 22. 12., W.-Barmen, Fußtritte von Kommunisten.

1931:

70. Weinstein, Ernst, Schmied, SA-Mann, † 1. 1., Stuttgart, von Antifa erstochen.
71. Thewelid, Paul, Konditor, SA-Mann und DJ-Scharführer, † 23. 1., Dären (Rhd.), von Kommunisten erschlagen.
72. Selinger, Richard, Ackerkutscher, SA-Mann, † 31. 1., Döbers b. Sänitz (D.-L.), Bauchschuß.
73. Bischoff, Gerhard, Landwirt, SA-Mann, † 28. 2., Wittelspeltau (Schles.), von Kommunisten erstochen.
74. Felgendreher, Fritz, Anstreicherlehrling, † 14. 3., Essen, von Kommunisten erschossen.
75. Gerstenberger, Adolf, Schuhmacher, SA-Mann, † 16. 3., Karlsmarkt (Schles.), von Reichsbanner erschlagen.
76. Broeske, Karl, Bergmann, SA-Mann, † 30. 3., Dinslaken (Rhd.), vom Gegner erstochen.
77. Felzen, Josef, Metzgergeselle, SA-Mann, † 30. 3., Wittlich (Rhd.), von Kommunisten ermordet.
78. Freyburger, Karl, Tierzucht-Inspektor, Sturmabteilungsleiter, † 27. 4., Piesfeld (Ostpr.), von Polizei erschossen.
79. Billet, Paul, Maschinenmeister, SA-Mann, † 25. 5., Lahr (Baden), von Kommunisten erschlagen.
80. Tschierse, Fritz, Angestellter, SA-Mann, 25. 5., Königsberg (Pr.), von Kommunisten erstochen.
81. Liebsch, Gerhard, Arbeiter, DJ, † 28. 5., Berlin, erstochen.

82. Gutschke, Heinrich, Student, SA-Mann, † 7. 6., Wittweide (Sa.), von Kommunisten erschossen.
83. Steinbach, Edgar, Oberprimaner, SS-Mann, † 7. 6., Chemnitz, von Kommunisten erschossen.
84. Müller, Edgar, Kaufmann, SA-Scharführer, † 19. 6., Reife (Schles.), von Kommunisten erschossen.
85. Weber, Josef, Maler, SA-Mann, † 16. 6., Ebersberg (Oberbayern), von Sozialdemokraten erschlagen.
86. Goffel, Johann, Arbeiter, SA-Mann, † 21. 6., Bremen, von Kommunisten erstochen.
87. Blümel, Walter, Arbeiter, SA-Mann, † 2. 7., Leipzig, von Kommunisten erschossen.
88. Sievert, August, Konditor, SA-Mann, † 2. 7., Braunschweig, von Kommunisten erschossen.
89. Fiedler, Karl, Transportarbeiter, † 7. 7., Großen a. d. O., von Stennes-Anhängern erschossen.
90. Kersten, Hans, Landw. Arbeiter, SA-Mann, † 13. 7., Uenze (Brdbg.), von Kommunisten mit Wagenrunge erschlagen.
91. Schaffrinssi, Bruno, Zieglermeister, SA-Mann, † 19. 7., Cathrinhöfen (Ostpr.), vom Gegner erschossen.
92. Rühmling, Alfred, Monteur, † 2. 8., Lübeck, von Kommunisten erschossen.
93. Grobe, Herbert, Rsm. Angestellter, SS-Mann, † 15. 8., Limbach (Sa.), von Kommunisten erschossen.
94. Hoffmann, Hans, Lehrling, DJ, † 17. 8., Berlin, von Kommunisten erschossen.
95. Bobis, Karl, Zimmermann, SS-Mann, † 3. 9., Düsseldorf, von Kommunisten erstochen.
96. Mallon, Johannes, Lehrling, DJ, † 3. 9., Bergen a. Rügen, Steinwurf von Kommunisten.
97. Thielsch, Hermann, Autoschlosser, SA-Mann, † 9. 9., Berlin, von Kommunisten erschossen.
98. Seydlitz, Gustav, Arbeiter, SA-Mann, † 20. 9., Schwiebus, von Kommunisten erschossen.
99. Garthe, Erich, Reisender, SS-Mann, † 6. 10., Essen, vom Kommunisten erschossen.
100. Böwe, Heinrich, Gastwirt, † 18. 10., Berlin-Neuland, von Kommunisten erschossen.
101. Gohla, Max, Obstpächter, SA-Mann, † 29. 10., Paulsdorf (Schles.), von Sozialdemokraten erschlagen.
102. Rowad, Kurt, Postausbilder, † 11. 10., Berlin, von Kommunisten erschossen.
103. Müller, Albert, Pfastermeister, † 1. 11., Remscheid, von Kommunisten erschlagen.
104. Morig, Erwin, Keller, SA-Mann, † 4. 11., Berlin, von Nazis erschossen.
105. Deder, Wilhelm, Bootsbauer, SA-Mann, † 9. 11., Bremen, von Reichsbanner erstochen.
106. Rabke, Karl, Kaufmann, SS-Mann, † 9. 11., Gütin, von Reichsbanner erstochen.
107. Thriemer, Walter, Bädergehilfe, SA-Mann, Motorsturm, † 11. 11., Neuwiese (Sa.), von Kommunisten und Reichsbannerleuten erstochen.
108. Martens, Martin, Schlachter, SS-Mann, † 11. 11., Neumünster, von Reichsbanner und Kommunisten erschossen.

109. Hoffmann, Horst, Arbeiter, SA-Mann, † 15. 11., Neudorf/Danzig, von
 Arschuso erstochen.
110. Sobelsberger, Hans, Schlosser, SA-Truppführer, † 17. 11., Biblis bei
 Worms, von Kommunisten erschossen.
111. Geurten, Egidius, Grundarbeiter, SA-Mann, † 20. 11., Aachen, von
 Kommunisten mit Pflastersteinen erschlagen.

1932:

112. Bietfeld, Kurt, Maler, SA-Mann, † 1. 1., Barneberg, von Kommu-
 nisten erschossen.
113. Mengel, Richard, Maler, SA-Mann, † 11. 1., Büdelsdorf (Schleswig-
 Holstein), von Kommunisten und Reichsbanner erschlagen.
114. Schwarz, Ernst, Kunstmaler, Professor, SA-Truppführer, † 19. 1., Bln.-
 Frohnau, von Kommunisten erschossen.
115. Guse, Arnold, Arbeiter, SA-Mann, † 19. 1., Essen, von Kommunisten
 erschossen.
116. Schramm, Bruno, Dipl.-Ing., SA-Mann, † 22. 1., Jüly (D.-S.), von
 Kommunisten erschlagen.
117. Korlus, Herbert, Schüler, DJ., † 24. 1., Berlin-Bldgensee, von Kommu-
 nisten erstochen.
118. Beubler, Fritz, Zimmermann, SA-Mann, † 4. 2., Mergleben (Thür.),
 von Kommunisten erschossen.
119. Karner, Hans, Landw. Arbeiter, SA-Mann, † 8. 2., Donnerskirchen
 (Osterr.), von Gegnern erstochen.
120. Kalkweit, Arno, Müllergeselle, SA-Mann, † 8. 2., Rauschen (Ostpr.), von
 Kommunisten und Sozialdemokraten erschlagen.
121. Heisinger, Heinz, Kochmaat, SA-Mann, † 14. 2., Hamburg, von Kom-
 munisten erschossen.
122. Gornatowski, Walter, Arbeiter, SA-Mann, † 17. 2., Cottbus, von
 Kommunisten erschlagen.
123. Sengotta, Wilhelm, Schlosser, SA-Scharführer, † 20. 2., Dortmund-
 Bielede, von Kommunisten erschossen.
124. Beder, Franz, Kfm. Gehilfe, SA-Truppführer, † 20. 2., Krotzschütz
 (D.-S.), von Reichsbanner erschossen.
125. Wiegels, Artur, Landwirt, SA-Mann, † 22. 2., Rönne (Hann.), von
 Sozialdemokraten erschossen.
126. Bradmann, August, Techniker, SA-Mann, † 29. 2., Zeßlin (Medlb.),
 von Kommunisten erstochen.
127. Ludwig, Otto, Obertelegraphensekretär, † 6. 3., Berlin, von Kommu-
 nisten erschossen.
128. Thielsch, Wilhelm, Klempner, SA-Mann, † 8. 3., Breslau, vom Vater
 wegen Tätigkeit als SA-Mann erstochen.
129. Panke, Karl, Schmiedegeselle, SA-Scharführer, † 11. 3., Bickersberg (Kr.
 Grotzen), vom Bruder im politischen Streit erstochen.
130. Jänede, Erich, Landw. Arbeiter, SA-Mann, † 14. 3., Rädte (Kr.
 Gardelegen), von Reichsbanner erschlagen.
131. Beulich, Max, Landw. Arbeiter, SA-Mann, † 4. 4., Rittweida (Sa.),
 von Nazis erstochen.
132. Hellmann, Friedr., Schlossermeister, SA-Mann, † 8. 4., Berlin, Rauch-
 schuß von Kommunisten.
133. Frisch, Ludwig, Schlosser, SA-Mann, † 8. 4., Chemnitz, von Gegnern
 erschossen.

134. Brandt, Heinz, Rfm. Angestellter, SA-Mann, † 10. 4., Hamburg, von Kommunisten erschossen.
135. Hahn, Harry, Steward, SA-Mann, † 10. 4., Hamburg, von Kommunisten erschossen.
136. Bragl, Silvester, Fassbindergehilfe, SA-Mann, † 17. 4., St. Andrae (Kärnten), von Sozialdemokraten erstochen.
137. Bromelitt, Johann, Hüttenarbeiter, † 23. 4., Hamborn, von Kommunisten erstochen.
138. Lichtenborg, Johann, Arbeiter, SA-Mann, † 23. 4., Ikenbrügge (Oldenburg), von Zentrumsleuten erschlagen.
139. Gurth, Udo, Rfm. Angestellter, SA-Mann, † 24. 4., Berlin, von Kommunisten erschossen.
140. Stenzhorn, Paul, Schlosser, SA-Sturmführer, † 5. 5., Oberhausen a. d. Ruhr, von Zentrumsmann erschossen.
141. Fink, Silvester, Fleischhauergehilfe, SA-Mann, † 27. 5., Innsbruck, von Schubhändler erstochen.
142. Rehner, Jodoc, Polizei-Betriebsassistent a. D., SA-Truppführer, † 31. 5., Burscheid, von Kommunisten erschossen.
143. Fröse, Emil gen. Erich, Arbeiter, SA-Mann, † 3. 6., Lünen-Derne, von Kommunisten erschossen.
144. Hilbert, Hans, Kraftwagenführer, SA-Mann, † 19. 6., Buppertal-Barmen, von Kommunisten erschossen.
145. Hilmer, Kurt, Handlungsgehilfe, SS-Mann, Scharführer, † 20. 6., Ertath (Rhd.), von Kommunisten erschossen.
146. Hambücker, Wilhelm, Bergmann, SA-Sturmführer, † 20. 6., Werlstein b. Aachen, von Kommunisten erschossen.
147. Röster, Helmut, Kaufmann, SA-Scharführer, † 22. 6., Berlin, von Kommunisten erschossen.
148. Habenicht, Heinrich, Handlungsgehilfe, SA-Mann, † 23. 6., Dortmund, von Kommunisten erschossen.
149. Borawski, Fritz, Bergmann, SS-Mann, † 26. 6., Wattencheid, von Kommunisten erschossen.
150. Gerhardt, Werner, Holzbildhauer, DJ, Jungvolkführer, † 30. 6., Zeitz, von Reichsbannerleuten erstochen.
151. Japp, Hermann, Metzger, SA-Mann, † 30. 6., Morlautern (Pfalz), von Kommunisten erstochen.
152. Steinberg, Hans, Maler, SA-Scharführer, † 1. 7., Berlin, von Kommunisten erschossen.
153. Karpiński, Friedr., Bergmann, SS-Mann, † 2. 7., Essen-Stoppenberg, von Kommunisten erschossen.
154. Handwerk, Hans, Schlosserlehrling, SA-Mann, † 5. 7., Frankfurt a. M., von politischen Gegnern erschossen.
155. Ufer, Walter, Dipl.-Kaufmann, † 5. 7., Eving/Dortmund, von Kommunisten erstochen.
156. Dedert, Ludwig, Schmiedelehrling, SA-Mann, † 10. 7., Lauenförde a. d. Weser, von Kommunisten erstochen.
157. Stanekli, Herbert, Kutscher, SA-Mann, † 10. 7., Breslau, von Reichsbannerleuten und Kommunisten erschossen.
158. Konjzle, Georg, Landarbeiter, SA-Mann, † 10. 7., Stannowitz (Schl.), von Sozialdemokraten erschlagen.
159. Grasmeyer, Heinrich, Schlosser, SA-Mann, † 11. 7., Steeden (Zahn), von Reichsbannerleuten erstochen.
160. Kreth, Kurt, Gutbesitzer, SA-Standartenführer, † 12. 7., Dom. Reuhof, Kr. Puchlitz (Pomm.), von Kommunisten erschlagen.

161. **Noß, Günther**, Dr. phil., Studienassessor, Mitglied des NS-Lehrerb., † 12. 7., Hln.-Hohen Schönhausen, von Kommunisten erschlagen.
162. **Winkler, Helene**, Ehefrau, † 17. 7., Hamburg, von Kommunisten erschossen.
163. **Reinhardt, Bruno**, Student, SA-Mann, † 17. 7., Greifswald, von Kommunisten erschossen.
164. **Mallow, Ulrich**, Schmied, SA-Mann, † 17. 7., Greifswald, von Kommunisten erschossen.
165. **Schuhmacher, Herbert**, Kaufmann, SA-Mann, † 17. 7., Greifswald, von Kommunisten erschossen.
166. **Roch, Heinrich**, Reiner, SA-Scharführer, † 17. 7., Altona-Elbe, von Kommunisten erschossen.
167. **Schröder, Fritz**, Versicherungsbeamter, SA-Mann, † 17. 7., Berlin, von Kommunisten erschossen.
168. **Härtel, Herbert**, Zimmermann, SA-Scharführer, † 18. 7., Rausle (Kr. Striegau), von Reichsbannerleuten und Kommunisten erschossen.
169. **Büddig, Peter**, Steward, SA-Anw., † 18. 7., Altona-Elbe, von Kommunisten erschossen.
170. **Biger, Robert**, Hammerschmied, SA-Mann, † 27. 7., Dreißbach (Bez. Köln), von Eis. Frontleuten erstochen.
171. **Rastin, Johann**, Mechaniker, SA-Scharführer, † 28. 7., Eilendorf (Rhd.), von Kommunisten erschossen.
172. **Salle, Erich**, Landw. Gehilfe, SA-Mann, † 29. 7., Biederitzsch, von Kommunisten erstochen.
173. **Reinke, Otto**, SA-Mann, † 31. 7., Königsberg (Pr.), von Kommunisten erstochen.
174. **Röhn, Peter**, Gärtner, SA-Mann, † 31. 7., Jhehoe, von Kommunisten erschossen.
175. **Schrön, Fritz**, Rsm. Lehrling, SA-Mann, † 31. 7., Essen, von Polizei erschossen.
176. **Schaffeld, Axel**, Student, SA-Sturmführer, † 1. 8., Braunschweig, von Kommunisten erschossen.
177. **Schalz, Fritz**, Friseur, SA-Anw., † 3. 8., Berlin, von Kommunisten erschossen.
178. **Reisegerste, Johannes**, Kaufmann, † 3. 8., Streitwald (Sa.), von Kommunisten erstochen.
179. **Gaischle, Herbert**, Kaufmann, SA-Mann, † 29. 8., Charlottenburg, von Kommunisten erschossen.
180. **Hjmann, August**, Hausachshüter, SA-Mann, † 7. 9., Graz, von Nazis erstochen.
181. **Raj, Josef**, Maschinenschlosser, SA-Mann, † 7. 9., Leoben (Steiermark), von Nazis erschossen.
182. **Schmid, Gregor**, Konditor, SA-Mann, † 10. 10., Stuttgart, von Kommunisten erschlagen.
183. **Rindler, Alfred**, Bäcker, SA-Scharführer, † 16. 10., Leipzig, von Reichsbannerleuten erschossen.
184. **Staller, Josef**, Hauspenger, SA-Mann, † 16. 10., Wien, von Sozialdemokraten erschossen.
185. **Feingelmann, Karl**, Malergehilfe, SA-Mann, † 20. 10., Leutkirch, von Kommunisten erstochen.
186. **Pfaff, August**, Elektriker, SA-Mann, † 22. 10., Castrop-Raugel, von Kommunisten erschossen.
187. **Barm, Helmut**, Bürogehilfe, SA-Mann, † 23. 10., Langendree, von Polizei erschossen.

188. **Harwid, Richard, Zimmermann, SA-Mann, † 27. 10., Berlin, von Kommunisten erschlagen.**
189. **Hammacher, Heinrich, Schmied, SA-Mann, † 3. 11., Duisburg-Neiderich, von Kommunisten erschossen.**
190. **Cyranka, Johann, Schneider, SS-Mann, 5. 11., Hamburg, von Reichsbannerleuten erschossen.**
191. **Reppich, Kurt, Bez.-Vollkomm., SA-Mann, † 5. 11., Berlin, von Polizei erschossen.**
192. **Mildner, Oskar, Konditorgehilfe, SA-Scharführer, † 7. 11., Chemnitz, von Kommunisten erschossen.**
193. **Jänisch, Erwin, Rohrleger, SA-Scharführer, † 25. 11., Berlin, von Reichsbannerleuten erschlagen.**
194. **Bich, Ernst, Kellner, SA-Scharführer, † 9. 12., Barmen, von Polizei ermordet.**
195. **Szejtosz, Vincenz, Bergmann, SA-Mann, † 25. 12., Bottrop, von Kommunisten erschossen.**

1933:

196. **Bagnig, Walter, Schneiderlehrling, DJ, † 1. 1., Berlin, von Kommunisten erstochen.**
197. **Sagasser, Erich, Arbeiter, SA-Mann, † 8. 1., Berlin, von Kommunisten erstochen.**
198. **Stenzel, Erich, Maler, SA-Scharführer, † 13. 1., Bln.-Wilmerdsdorf, von Gegnern niedergeschlagen.**
199. **Bernjan, Hans, Kaufmann, SA-Truppführer, † 18. 1., Iserlohn, von Kommunisten ermordet.**
200. **Wetelam, Fritz, Hausmeister, SA-Truppführer, † 20. 1., Düsseldorf, erschossen bei Feuerüberfall auf SA.**
201. **Malkowski, Hans, Gärtner, SA-Sturmführer, † 31. 1., Bln.-Charlottenburg, von Kommunisten beim Fadelzug erschossen.**
202. **Marcus, Josef, Hülsschmied, SA-Mann, † 1. 2., Domberg (Riederrhein), von Polizei erschossen.**
203. **Paffrath, Leo, Kraftwagenführer, SS-Mann, † 1. 2., Duisburg, vom Landjäger erschossen.**
204. **Brüggmann, Rudolf, SA-Scharführer, † 1. 2., Lübeck, von Reichsbannerleuten erschossen.**
205. **Gumang, Karl, Zimmermeister, SA-Mann, † 2. 2., Singheim, beim Fadelzug erschossen.**
206. **Schreiber, Friedrich, Pader, SS-Mann, † 5. 2., Düsseldorf, erschossen.**
207. **Gieslied, Franz, Maler, SA-Mann, † 12. 2., Heddingen, von Kommunisten erschossen.**
208. **Berl, Paul, Bäcker, SS-Mann, † 12. 2., Halle a. d. S., von Kommunisten erschossen.**
209. **Müller, Franz, Anstreicher, SS-Scharführer, † 15. 2., Siegburg, von Sozialdemokraten erschossen.**
210. **v. d. Uhe, Kurt, Elektrotechniker, SS-Mann, † 19. 2., Bln.-Charlottenburg, von Kommunisten erschossen.**
211. **Schlemminger, Gerh., Arbeiter, SA-Mann, † 22. 2., Berlin, von Kommunisten erschossen.**
212. **Winterberg, Jean, Schlosser, SA-Mann, † 24. 2., Köln, von Kommunisten erschossen.**
213. **Spangenberg, Walter, Koch, SA-Mann, † 25. 2., Hamburg, von Kommunisten erschossen.**

214. Grochmann, Christ., Maler, DJ, † 26. 2., Pfungstadt (Hessen), Kommunistenüberfall.
215. Bloeder, Otto, Schüler, DJ, † 26. 2., Hamburg, von Kommunisten erschossen.
216. Bleser, Josef, Chauffeur, SS-Mann, † 28. 2., Frankfurt a. M., von politischen Gegnern erschossen.
217. Sibulski, Josef, SS-Mann, † 28. 2., Weltmar (Westf.), von Kommunisten erschossen.
218. Jelsen, Eduard, Student, SA-Mann, † 28. 2., Berlin-Gneisenau, von Reichsbannerleuten erschossen.
219. Weidt, Andreas, Metzgergefelle, SA-Mann, † 3. 3., Idköst, von Reichsbannerleuten ermordet.
220. Hofmann, Julius, Kaufmann, SA-Mann, † 3. 3., Düsseldorf, von Kommunisten erschossen.
221. Heine, Friedr., Handlungsgehilfe, SA-Truppsführer, † 4. 3., Duisburg, von Gegnern erschossen.
222. Hausmann, Kurt, Tischler, SA-Mann, † 5. 3., Dessau, von Reichsbannerleuten ermordet.
223. Gdert, Kurt, Tischler, SA-Mann, † 6. 3., Bln.-Hohen[schön]hausen, Bauschuß.
224. Bellisch, Herbert, Dekorateur, SA-Mann, † 8. 3., Breslau, von Sozialdemokraten erschossen.
225. Ropp, Franz, Handelsangest., SA-Mann, † 8. 3., Berlin, Bauschuß.
226. Lehmann, Gustav, Telegr.-Arbeiter, SA-Sturmsführer, † 15. 3., Bad Salzemen, von Reichsbannerleuten erschossen.
227. Trommer, Emil, Kraftfahrer, SA-Mann, † 17. 3., Altona, von Kommunisten erschossen.
228. Fries, Peter, Schreinerlehrling, DJ, † 17. 3., Darmstadt, von Kommunisten erschlagen.
229. Bahmann, Paul, Bergschüler, SA-Mann, † 5. 4., Bochum, erschossen.
230. Hofmann, Wilhelm, Kaufmann, † 18. 4., Wölkersheim, als Hilfspolizist erschossen.
231. Schmelzer, Otto, Heizungsschlosser, SA-Scharführer, † 4. 4., St. Ingbert, Überfall durch Kommunisten.
232. Ertel, Franz, Landw. Hilfsarbeiter, SA-Mann, † 1. 5., Ottendorf (Oberösterreich), von Kommunisten erschossen.
233. Stollenwerk, Heinr., Kaufmann, SA-Mann, † 28. 5., Düsseldorf, von politischem Gegner erschossen.
234. Gleneel, Konert, Schlächter, SA-Truppsführer, † 22. 6., Berlin, von Sozialdemokraten erschossen.
235. Apel, Walter, Werkzeugschlosser, SA-Mann, † 22. 6., Berlin, von Sozialdemokraten erschossen.
236. Klein, Wilhelm, Hausdiener, SA-Mann, † 27. 6., Berlin, von Sozialdemokraten erschossen.
237. Landmann, Gerhard, Buchhalter, SS-Mann, † 29. 6., Braunschweig, von Kommunisten erschossen.